# IL FASCIO

FRITZ SCHOTTHÖFER

SINN · U · WIRKLICHKEIT DES ITALIENISCHEN FASCISMUS

# IL FASCIO

FRITZ SCHOTTHÖFER

# IL FASCIO

## SINN UND WIRKLICHKEIT DES ITALIENISCHEN FASCISMUS

„La fortuna del fascismo
si chiamò Mussolini".

Arturo Labriola.

1924

Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag,
Frankfurt am Main.

Im gleichen Verlag ist erschienen:

FRITZ SCHOTTHÖFER

**SOWJET-RUSSLAND IM UMBAU**

Eindrücke und Studien von einer russischen Reise

Zweite, vermehrte Auflage

# Inhalt.

# Vorbemerkung.

Der Fascismus ist eine innere Angelegenheit Italiens. Jedes Volk hat das Recht, sich zu Hause einzurichten, wie es will. Der Fascio hat das Land vor bestimmte Probleme gestellt, die noch einer Lösung harren. Es wäre falsch, wenn der Außenstehende sein Urteil aufdrängen oder sich mit Ratschlägen einmischen wollte.

Das ist der Standpunkt, den ich bei der Ausarbeitung dieses Buches eingenommen habe.

Gleichgültig kann darum der Fascio dem Auslande nicht bleiben. Die Fascisten würden selbst am meisten davon überrascht sein. Sie erklären zwar laut genug ihre Bewegung für eine rein und typisch italienische Erscheinung. Sie wünschen auch nicht, irgendwo in Gestalt eines „Ersatzes" aufzutreten. Aber sie wissen sehr wohl, daß der Fascismus heute eine internationale Bedeutung gewonnen hat. Einmal, weil er seit seiner Eroberung der Staatsgewalt ein Faktor der europäischen Politik geworden ist. Dann, weil er als soziales und politisches Phänomen ein allgemeines Interesse erweckt. Er will die Völker von Liberalismus, Demokratie und Sozialismus heilen.

Diese Gründe schienen mir eine eingehende Untersuchung über den Fascismus nötig zu machen. Dabei wäre es ungenügend gewesen, die Bewegung bloß in

ihrer positiven Gestaltung zu schildern. Ebenso wichtig wie die Herrschaft des Fascio ist die Stellung des italienischen Volkes dazu. Das ist sogar die Kernfrage. Sie hat noch keine klare Beantwortung erhalten. Ich habe also hauptsächlich versucht, jenen innerpolitischen Stimmungen und Spannungen nachzugehen, unter denen das italienische Volk jetzt lebt. Hier liegt auch das große und berechtigte Interesse des Auslandes an dem, was in Italien vorgeht. Denn davon hängt es ab, welche Rolle das Land in der Weltpolitik spielen wird.

Italien ist mir von manchem längeren Aufenthalte vor dem Kriege her wohl bekannt. Ich habe Freunde dort. Seit Jahren verfolge ich seine Politik genau und regelmäßig. Im letzten Sommer unternahm ich eine längere Studienreise bis nach Sizilien, um die Atmosphäre des vom Fascio beherrschten Italien kennen zu lernen. Auf diesen Grundlagen durfte ich wagen, die nachstehenden Kapitel über eine politische Erscheinung zu schreiben, die sich in vielem selber noch ein Rätsel ist.

Weihnachten 1923.

*Fritz Schotthöfer.*

# Il Fascio.

Den Fascio lernte ich in Florenz von Augenschein kennen. Ein schönerer, geeigneterer Rahmen für diese erste Begegnung ließ sich kaum denken. Der Geburtsort des Fascio ist Mailand, seine blutigsten Kämpfe hat er in Bologna ausgefochten, seinen Triumph in Rom gefeiert. Aber Florenz wurde, wie ein italienischer Kritiker sagt, die literarisch - studentische Heimat. Am stärksten wirkt der tiefe historische Hintergrund, den diese Stadt für die modernste politische Bewegung bietet. Die leidenschaftlichen Parteikämpfe der Geschlechter hat jeder der italienischen Stadtstaaten gekannt. In Florenz haben sie vielleicht die lebensvollste Form angenommen, und sie sind sichtbarer in die Geschichte hineingeschrieben, weil sie so tragisch in die Lebensschicksale eines Dante, eines Michelangelo verwebt sind. Hier hat auch jener Geist seine Formeln gefunden, der die Politik zu einer raffinierten Wissenschaft der Berechnung machte, Machiavelli. Alles, was als Eigenart im italienischen Volk lebt, ist in der Vergangenheit von Florenz zur reichsten Blüte gelangt, zum vollendetsten Ausdruck seiner großen Qualitäten und seiner tiefen Schwächen. Ich weiß

wohl, welche Unterschiede bestehen zwischen den Toskanern und den Piemontesen, Venezianern und Römern, Neapolitanern und Sizilianern. Aber das Gemeinsame, das die Wesenszüge des italienischen Volkscharakters bestimmt, das haben die Toskaner am freiesten ausgebildet und ihm mit ihrem Florenz ein ewiges Denkmal errichtet. Hier, wo jeder Stein eine Geschichte hat, da leuchtet die Luft von geschichtlichen Wahrheiten, und unwillkürlich betrachtet man die Gegenwart in dem Lichte der lehrreichen Vergangenheit.

Es war im letzten Sommer, am 19. Juni. Mussolini, der selbstherrliche Herr des Landes und das Haupt der Regierung, kam nach Florenz, um die Huldigung des toskanischen Fascismus entgegenzunehmen. Die Provinzialverbände und Ortsgruppen aus der ganzen Provinzen hatten Delegationen entsandt mit ihren Fahnen, Abzeichen und Uniformen. Es war zugleich eine Heerschau des „Duce" über seine Scharen, die von ihm selbst geschaffenen militärisch disziplinierten Organisationen, auf denen seine persönliche Macht erwachsen ist.

Es war mir bei diesen Studien von Anfang an interessant und notwendig erschienen, den Fascismus in seiner sichtbaren Gestaltung und Lebensart kennen zu lernen. Bei den Romanen spielt die äußere Form einer politischen Bewegung eine größere Rolle als bei uns. Sie verrät jedenfalls viel mehr vom inneren Charakter. Die Form ist die Tat selbst. Der politische Sinn liegt offen am Tage. Darum empfindet man bereits an den Aeußerlichkeiten einer politischen Kundgebung die Kraft und das Gewicht der ganzen

Bewegung. Es gibt, wenn man so sagen darf, kaum einen feineren Apparat für die Messung der Imponderabilien als große Volksansammlungen für politische Demonstrationen. Der tüchtigste Kapellmeister wird mit all seiner Kunst nichts vermögen, wenn die Instrumente nicht rein gestimmt sind. Und die Masse kann sich nicht verstellen. Sie wird von ihren elementaren Empfindungen bewegt und gibt doch die leisesten Stimmungen wieder wie das wogende Getreidefeld die leichten Stöße des Windes.

An den Häusermauern und Anschlagecken prangte ein Aufruf des Stadtrats von Florenz. Die Bevölkerung von Florenz wurde zum feierlichen Empfang aufgefordert für „das Haupt der Regierung, den Duce der Fasci, den Mann, den die Vorsehung erwählt hatte, um mit fester Hand das Vaterland seinen Bestimmungen zuzuführen". Der Aufruf schloß mit der Versicherung, daß der Ruf „Viva Mussolini", mit dem der Gast der Stadt empfangen werden sollte, „in diesem Augenblick unserer Geschichte sagen will Viva Italia". Das klang wie eine vorsichtige Vorbeugung gegen Mißverständnisse oder gegen Hemmungen, die mancher Zuschauer empfinden konnte. Das Manifest der fascistischen Gewerkschaften feierte den „Mann aus dem Volke", das der fascistischen Verbände bestand auf dem „Manne der Tat", der dem Vaterlande die sozusagen verlorene Würde wiedergegeben habe. Auf den Mauern sah man übrigens noch die Reste eines älteren Plakats, eines Wahlaufrufes der Fascisten. Darin waren die Bürger trotz des Wahlgeheimnisses eindringlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß die fascistische Partei jeden

Wähler genau kenne und genau wisse, ob er seine vaterländische Pflicht erfüllt habe. Das nennt man den Wahlterror.

Unter den Willkommgrüßen fehlte nicht die literarisierende Abart. Von lyrischen Ergüssen ist mir nichts zu Gesicht gekommen. In der „Nazione", einer der wichtigsten Zeitungen von Florenz, veröffentlichte der Fascist Suckert eine psychologische Studie über Mussolini. Einige Sätze daraus geben den Ton: „Wie alle Heroen hat Mussolini etwas Primitives, etwas Einfaches, etwas Elementares an sich. Er hat die Natürlichkeit, die dem unschuldigen und unerbittlichen Tyrannen eigen ist. Seine Gerechtigkeit ist ganz und gar physisch, nicht verstandesmäßig. Nichtsdestoweniger ist er zweifellos ein Stoiker." Weiter hieß es darin, daß in Italien der „Held" immer antihistorisch gewesen sei, ein Umstürzler, der gegen die eigene Rasse handelt, der dazu bestimmt oder verdammt ist, zu kämpfen, zu beißen, mit einer mächtigen und vorurteilslosen Kritik den gemeinsamen Willen aufzulösen.

Ein wohl überlegter, beinahe wissenschaftlich begründeter Heroenkult also ist es, was Mussolini trägt, keine spontan aus tiefster Brust hervorbrechende Begeisterung. Gewiß, wer wollte die Aufrichtigkeit der Verehrung verkennen, die in den fascistischen Massen lebt, die ich auch hier frenetisch ausbrechen sah. Mussolini wurde mit offiziellem Pomp am Bahnhof empfangen. Zehn Stunden lang, mit genau chronometriertem Programm, mußte er im Auto von Empfang zu Empfang rasen, bei den Vertretern der Partei, bei den Gewerkschaften, bei den Kriegs-

invaliden, bei der Freiwilligen-Miliz. Auch die Festvorstellung am Abend wurde ihm nicht erlassen.

Den Höhepunkt bildete die Feier im Stadthause, im alten Palazzo Vecchio. Dort wurde Mussolini zum Ehrenbürger der Stadt Florenz ernannt. Er selbst hielt vom hohen Balkon herab eine Rede zu seiner fascistischen Gefolgschaft, die auf der Piazza della Signoria versammelt war. Mit Fahnen und farbigen Abzeichen in militärischer Ordnung mit Musik waren sie durch die engen Gassen anmarschiert. Die meisten trugen bürgerliche Kleidung. Nur eine geringe Anzahl war im „schwarzen Hemd" erschienen. Viel Jugend war darunter, auch Mädchen. Das Ganze sah kleinbürgerlich aus, aber es war ein prachtvolles Bild. Von den Fenstern des Palazzo Vecchio herab hingen die schönsten alten Teppiche, in der Loggia dei Lanzi waren die herrlichsten Gobelins aufgehängt. Drüben auf der andern Seite des Platzes strahlten die Häuser in grün-weiß-rotem Flaggenschmuck. Auf dem Platze ging stete Bewegung durch die bunte Menge. Abwechselnd spielten mehr oder weniger gute Musikkapellen die fascistischen Marschlieder, und immer wieder das zur offiziellen Fascistenhymne erhobene „Giovinezza" von Marcello Manni mit dem Kehrreim:

> Giovinezza, giovinezza,
> primavera di bellezza,
> nel fascismo è la salvezza
> della nostra libertà.

Einen hinreißenden Schwung besitzt das Lied nicht, weder im Text noch in der Melodie. Es hat etwas sich selbst Beschränkendes in seinem Ideale der „Fratellanza Nazionale d'Italiana Civiltà". Es

eröffnet keine Perspektiven auf berauschende Freiheit wie die Marseillaise oder auf Weltbeglückung wie die Internationale der Arbeiter, die zum letzten großen Kampfe aufruft. Wie soll es auch anders sein? Die Hymne des Fascismus macht den Eindruck einer bestellten Arbeit. Sie ist eine Art Umdichtung des „Sang der Arditi", eines viel tiefer empfundenen Kriegsliedes. Der Kehrreim hatte in seiner ursprünglichen Form einen ergreifenden Sinn. Er lautete:

Giovinezza, giovinezza,
primavera di bellezza,
nel dolore e ne l'ebbrezza
il tuo canto esulterà.

Die jugendlichen Kämpfer, die im Schmerz und der Trunkenheit, ihrem schwarzen Banner folgend, ihr Lied singend, zum Sturm schreiten, „zu siegen oder zu sterben".

Davon ist bei der Anpassung an die Sammlungsbedürfnisse des Fascismus nichts geblieben. Etwas Verkünsteltes hat auch der Gruß mit dem schief nach oben gestreckten Arm und dem Schrei: „Eja, eja, alalà". In der Sammlung der fascistischen Lieder, die ich mir gekauft habe, findet sich, beiläufig erwähnt, auch ein Lied an das „Ricinusöl" mit dem Kehrreim: „Olio di ricino, olio divin, di morte i brividi metti a Lenin!"

Man wartet auf Mussolini, der auf dem kleinen eisernen Balkon an der hohen Fassade des Palazzo Vecchio erscheinen soll. Ich hatte mich in der Loggia dei Lanzi aufgestellt, wo ich wider Erwarten nur eine geringe Anzahl Neugieriger fand. Ich stand neben Benvenuto Cellinis Perseus, der den schönen

Leib der Medusa zu Füßen hat und ihren blutenden Kopf in der Linken hält. Endlich erscheint der Erwartete. Seit dem „Marsch auf Rom" steht er zum ersten Male wieder vor seinen toskanischen Scharen. Er streckt den Arm zum Gruße, von unten schallt es in wirrem Durcheinander, das minutenlang sich nicht beruhigen will. Mittlerweile wird die Filmaufnahme vorbereitet, die aber Mussolini und seinen Gesten gilt.

Mussolini, eine kleine gedrungene Gestalt mit einem mächtigen Kopf, der zu groß scheint für die Figur. Vergeistigung liegt nicht in diesem Gesichte, nur Wille, und wie es beinahe aussieht, Wille, der sich seiner selbst zu stark bewußt ist, Wille, der sich darum auch zu bändigen weiß, der seine Ziele, seine Mittel und seine Kräfte kennt. Die Ansprache an die „Schwarzhemden von Florenz und Toskana" ist kurz und markig. Mussolini besitzt nicht die Kunst des Redners, der mitreißt. In knappen Sätzen, wie ein Feldherr zu seinen Soldaten, spricht der Duce ein paar knappe Gedanken. „Wir tragen in unseren Herzen die Gefühle der jungen Generation, welche die Kraft anbetet, sich für die Schönheit begeistert, bereit ist zu jeder Gefahr." Und dann versichert er, daß es falsche Gerüchte sind, nach denen er sich vom Fascismus trennen wolle. „Den Fascismus habe ich nach Rom geführt, ich habe ihn in meiner Faust. Wenn sich jemand darüber Illusionen machen sollte, dann hätte ich nur ein Zeichen zu machen, nur einen Schrei zu tun, nur ein befehlendes Wort zu sagen: Heran zu uns!" Mussolini stößt die Sätze in Pausen hervor, rüttelt mit beiden Händen an dem Brustgeländer des eisernen Balkons, als ob er es zer-

brechen wollte. Die Menge hat ihn nicht ruhig reden lassen. Beifall und Widerspruch unterbrechen ihn minutenlang. Er schließt mit einem Appell, den die Getreuen schon kennen: „Schwarzhemden, wessen ist das Kämpfertum?" Unser, erwidert der Chor von unten. „Wessen ist der Ruhm?" Unser. „Wessen ist Rom, wessen ist Italien?" Unser.

Es war für mich ein unvergeßliches Schauspiel gewesen. Es hat nicht den tiefen Eindruck hinterlassen, den ich in Moskau von einer Rede Lenins im dicht gefüllten Opernhaus oder Trotzkis vor der auf dem Roten Platz vor dem Kreml versammelten Roten Armee empfangen hatte. Ich erinnere mich auch an große Reden von Jaurès in Pariser Volksversammlungen. Als Redner, der die Massen durch die Gewalt des Wortes packt, kann Mussolini sich mit diesen Größen nicht messen. Vielleicht war er wirkungsvoller als sozialistischer Agitator. Heute ist seine Art napoleonisch. Seine Macht ruht auf dem Kultus, der um ihn getrieben wird, auf dem Glauben und dem Vertrauen der Gefolgschaft auf seine Energie. Mussolini ist Organisator, nicht eine durch inneren Reichtum fesselnde Persönlichkeit. Er steht auf seiner Popularität, die er erhalten oder ersetzen muß, wenn sie nachläßt.

Die Menge verläuft sich. Die Vereine ziehen einer nach dem anderen, immer in schöner Ordnung ab, die Piazza della Signoria wird wieder frei. Ich komme über die Stelle, wo Savonarolas Scheiterhaufen gestanden hat. Die italienischen Freidenker haben vor zwanzig Jahren als eine Demonstration gegen die Kirche eine Gedenktafel im Boden an-

bringen lassen. Auf diesem Platze hat Savonarola die Florentiner zu einer Revolution begeistert, zu seiner republikanischen Theokratie, und seinen Feuertod gefunden vor den Augen der gleichen Florentiner.

Gegen Abend, als die Sonne wieder hervorgekommen war, ging ich hinaus auf den Monte Oliveto, jenen Hügel im Westen, von dem aus man den schönsten Blick auf die im Tale sich ausbreitende Stadt genießt. Wie wundervoll ruhig liegt diese Häusermasse, wie wundervoll gegliedert und beherrscht durch den Dom: Ewigkeit, die nichts weiß von dem, was sich soeben in der Stadt abgespielt hat.

---

# Der stille Bürger.

In einem kleinen Städtchen, tief unten im Süden, wo die Ortsnamen griechischen Klang haben, aus der Zeit der antiken hellenischen Kolonien her, habe ich einen alten Freund. Wir hatten uns jahrelang nicht gesehen. Ich konnte nicht wissen, wie er sich zu dem politischen Umschwung in seinem Vaterlande stellte. Aber ich wußte, er war in seinen Sympathien und Antipathien immer aufrichtig. Ich beschloß, ihn aufzusuchen, weil ich von ihm am besten erfahren würde, was das italienische Volk vom Fascismus denkt. Denn so und so viele andere Persönlichkeiten, die im politischen Leben stehen, sagten mir meistens nur das, was sie öffentlich geschrieben und geredet hatten. Es bot kein großes Interesse, sich mit ihnen eingehend über Dinge zu unterhalten, über die sie ihre letzten Gedanken doch nicht aussprechen.

Mein Freund war Arzt. Durch seine Familie war er, der Piemontese, eng mit dem kalabresischen Bürgertum verknüpft worden. Bei unserem Wiedersehen wollte er zunächst mehr von mir wissen als mir erzählen. Die Zustände in Deutschland, der Kampf an der Ruhr interessierten ihn mächtig, da er in seiner Studienzeit zwei Semester an einer deutschen Universität zugebracht hatte.

„Was wir Italiener vom Fascismus denken? Ihre Frage ist merkwürdig," sagte er mir. „Sie sehen doch, was wir mit ihm und aus ihm gemacht haben. Ich selbst stehe diesen Dingen neutral gegenüber — wie wohl sehr viele meiner Mitbürger. Ich kann Ihnen darum alles sagen, was ich denke.

Wenn Sie verstehen wollen, wie und warum der Fascismus in Italien aufkommen konnte, dann müssen Sie eines zuerst bedenken: die breiten Schichten des Bürgertums glaubten sich unmittelbar vom Bolschewismus bedroht. Das ist einer der wesentlichen Punkte. Man hatte die russischen Zustände vor Augen, die man, wie ich gern zugebe, übrigens nur aus unkontrollierbaren Berichten kannte. Immerhin, der kommunistische Terror hat ja wohl so viel auf dem Gewissen, daß man nicht leicht ganz übertriebene Vorstellungen davon haben kann.

Da kamen nun die Fascisten, die sich organisiert hatten, ohne daß wir viel davon merkten, und eröffneten den Krieg gegen unsere Kommunisten, die sich anschickten, nach Moskauer Muster Italien glücklich zu machen. Wir haben die Anfänge übrigens wirklich erlebt. Bei der großen Teuerung kam es fortwährend zu Unruhen und an einzelnen Orten hatte zeitweise in der Tat eine Art lokaler Diktatur des Proletariats bestanden. Sie kennen ferner die Einbrüche der Landarbeiter in die Latifundien, die sie unter sich aufzuteilen gedachten. Die Dinge sind nicht so weit gekommen. Aber es war doch schon bedenklich, daß auch die katholische Volkspartei auf ihrem linken Flügel diesen Problemen sehr weitherzig gegenüberstand. Wir lebten jedenfalls in einer Atmo-

sphäre, in der eine soziale Revolution mit unübersehbaren Folgen schwelte. Das alles hing mit den trostlosen Zuständen des „Nachkrieges" zusammen, Rückgang der Wirtschaft, Steigerung der Preise, Arbeitslosigkeit, überhaupt jenem unerquicklichen Gemütszustand, der aus dem langjährigen Kriege wie ein schaler Bodensatz geblieben war und unser ganzes politisches Leben vergiftete.

Liebten wir die Gewalttätigkeiten, mit denen die Fascisten gegen die Sozialisten vorgingen? Gewiß nicht, aber oft war es nur Gewalt gegen Terror oder Terror gegen Mißbrauch. Vergessen Sie nicht, daß der Krieg die Nerven stumpf gemacht hatte für manche feinere Empfindung. Wir hatten jedenfalls das ganz bestimmte Gefühl, die Fascisten treiben den Teufel aus, mit Beelzebub zwar, wie Ihr deutsches Sprichwort sagt, aber immerhin, sie trieben den Teufel aus. Ob die Sache so leicht gegangen wäre, wenn die Arbeiterschaft sich nicht selbst zerfleischt hätte in ewigen Kämpfen von Gruppen und Grüppchen, ist eine andere Frage. Aber für das Endresultat war das zunächst gleichgültig. Die Fascisten erschienen dem guten Bürger wie die Retter der sozialen Ordnung.

Darum ließ er sie gewähren, ohne sie zu lieben. Wie sollte man diese Herren auch lieben? Es war ihnen offenbar selbst wenig an unserer Zuneigung gelegen. Wenn wir aus Furcht willfährig wurden, das war ihnen viel lieber. Ich will nicht leugnen, daß weite Kreise ihnen mit offenem Herzen entgegenkamen. Unser parlamentarisches Regime befand sich in einer Krisis. Unsere Parteien hatten sich vielleicht überlebt. Vielleicht auch war unsere Politik gelähmt durch

starke Gegensätze unter unseren anerkannten politischen Führern. Auch da fiel die fascistische Propaganda auf günstigen Boden. Aber wie weit daraus eine bloße wohlwollende Neutralität gegenüber den Fascisten resultierte, zeigten die letzten Wahlen. Die Fascisten eroberten nur 35 Sitze. Daß der fascistische Extremismus in der auswärtigen Politik (Dalmatien, Fiume) die Nation mitgerissen hätte, möchte ich nicht behaupten. Das sind Dinge für die politische Agitation, nicht für Haus und Familie.

Nun ja, dann kam die fascistische Revolution, der „Marsch auf Rom". Was sollten wir dagegen oder dafür machen? Der Fascismus verfügte über militärisch geübte Scharen. Sollten wir es auf den Bürgerkrieg ankommen lassen? Warum denn auch? Wir haben ja keine so gut organisierte und disziplinierte Arbeiterschaft wie Ihre deutsche Sozialdemokratie, die einen zähen Widerstand hätte aufbieten können. Ich erinnere Sie an Ihren Kapp-Putsch. Der Bürgerkrieg wäre jedenfalls schlimmer gewesen. Wozu ihn heraufbeschwören? Unsere savoyische Dynastie hat solche Krisen immer mit Geschick und nicht mit Gewalt überwunden. Herr Mussolini hatte ja nichts in Aussicht gestellt, was man hätte bekämpfen müssen: Ordnung im Staate. Er hat dann damit angefangen, die „Revolution" in ruhige Bahnen zu lenken. Er hat seine Scharen sofort nach Hause geschickt. Das war ein gutes Zeichen, das nicht mißverstanden werden durfte. Daß er die Deputiertenkammer etwas malträtierte, hat niemand wehe getan. Unsere Deputierten hatten es manchmal an manchem fehlen lassen.

So hat die Nation den Fascismus gewähren lassen, weil man ihn nicht aufhalten konnte. Sie dürfen nicht vergessen, daß die Italiener eine ausgesprochene Begabung für politische Taktik besitzen. Man sagte sich schließlich, die ganze Bewegung wird sich von selbst totlaufen, wenn man sie nicht durch Widerstand immer neu stählt. Die Zeit hat uns recht gegeben. Sie sehen in den Zeitungen, daß die fascistische Partei aus häuslichen Streitereien nicht herauskommt. Und dann, warum sollten wir Herrn Mussolini verwehren, gewisse Herkulesarbeiten in der Staatsverwaltung zu vollführen, die andere nicht auf sich nehmen wollten? Der muskulöse Mussolini ist dafür der richtige Mann am richtigen Platz. Wenn er seine Arbeit getan hat, werden wir weiter sehen. Denn das Eine steht fest, das italienische Volk erträgt eine Diktatur nicht lange, nicht länger, als es ihre Vorteile einsieht. Es wird, wenn es sein muß, dann auch rasch fertig mit Herren, die ihm unbequem geworden sind."

Gegen solch praktischen Sinn eines Unpolitischen läßt sich nicht viel einwenden. Das darin liegende Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand eines Volkes muß durch die Ereignisse keineswegs notwendig gerechtfertigt werden. Es ist ein „laissez aller laissez passer", das nicht immer der Einsicht entspringt, daß die Natur sich am besten von selber hilft. Was mein Freund mir erzählte, das ist im Grunde nichts anderes als das, was sich der stille Bürger in jedem Lande bei jeder Revolution sagt. In der entlegenen Provinz, in diesem herrlichen Städtchen am ewig blauen Meer, wo das Leben jeden Tag lachend erwacht und im milden kühlenden

Abendwinde wieder entschlummert, kümmert man sich wenig um die tieferen Probleme von Staat und Gesellschaft, die darum nicht weniger ernst sind für die Gesamtheit der Nation. Aber der stille Bürger, der den aktiven Austrag der Gegensätze andern Schichten überläßt, ist trotzdem ein starker Faktor in der Politik. Seine Passivität hemmt keine Bewegung und fördert keine Gegenbewegung. Damit übernimmt er doch seinen Anteil am Gange der Entwicklung und an der Verantwortung. Der italienische Fascismus hat stark profitiert von diesem Schweigen breiter Kreise. Er begeht nun den Irrtum, das Schweigen für Zustimmung zu nehmen. So zählt er Schichten unter seine Anhängerschaft, die ihn zwar gewähren ließen, ihm aber kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen. In diesen Schichten gibt es freilich viele, die Anteil nehmen am politischen Leben. Auch die liberalen Berufe haben dem Fascismus Parteigänger geliefert, seitdem er die Macht in Händen hat. Aber im Grunde nimmt das wenig weg von der geistigen Distanz, in der das Bürgertum heute den Fascio betrachtet. Er gewinnt darin weit mehr das Aussehen eines notwendigen Uebels als einer Institution von Gottes Gnaden.

---

# Die geistige Unruhe.

„Der Fascismus ist keine intellektuelle Bewegung,“ schrieb im September Giuseppe Prezzolini, einer der ruhigsten Beurteiler der fascistischen Umwälzung, „man ist erstaunt über die geringe Anzahl von Professoren, Advokaten, Intellektuellen, die man unter seinen Leitern findet. Der „Popolo d'Italia“ (das führende Blatt der Partei) bemerkte letzthin, daß bei keinem der von einem seiner Redakteure besuchten „fasci“ sich eine Bibliothek befand, und er gestand ein, daß die Fascisten die schlechte Gewohnheit haben, nicht zu lesen.“ Prezzolini fügt hinzu: „Der Fascismus ist ganz und gar Gefühl, Aktion, Liebe, leidenschaftlicher Haß, er ist weder gelehrt noch theoretisch.“

Der Fascismus ist durch keine geistige Strömung vorbereitet worden, aber er ist in einer geistigen Krisis gediehen. Nicht daß Unsicherheiten, Umschwünge im Denken einer Nation sich notwendig politisch auswirken müssen. Das kulturelle Leben gibt nur die Atmosphäre, in der soziale oder politische Wolken sich ballen und entladen oder wieder im Winde zerflattern. Der Ausschlag hängt von vielen Faktoren ab. Nicht gleichgültig ist es, ob die geistige Krisis in breiten Strömungen über Katarakte geht oder ob alles sich in Wirbeln dreht.

Das Italien des Vorkriegs war wie ganz Europa in eine geistige Verwirrung geraten. Nirgends war ein beherrschender Gedanke, um den sich die Eliten sammelten. Noch überragte Benedetto Croce die Geistigkeit seines Vaterlandes durch seine umfassende schaffende und kritische Wirksamkeit. Er hatte starke Einflüsse aus der deutschen idealistischen Philosophie in seine Heimat geleitet. Hegel, von manchem gereinigt, erlebte in Italien eine Wiederkunft. Giovanni Gentile, der, ohne Fascist zu sein, in Mussolinis Regierung das Unterrichtsministerium übernahm — Croce hatte es unter Giolitti geleitet —, pflegte diesen Neu-Hegelianismus ebenfalls. Während des Krieges hatte Croce allen chauvinistischen Ausbrüchen zum Trotz sich bemüht, das wissenschaftliche Denken vor der Kriegspsychose zu bewahren.

Ohne Hemmung wühlte die geistige Krise in der Literatur. Die literarische Kritik selber hatte ihre feste Einstellung zu den Werten des künstlerischen Schaffens verloren. Die Jungen traten gegen die Alten auf. G. A. Borgese bekämpfte Croces rein analysierende Betrachtung, die Loslösung vom schöpferischen Individuum, und warb für die Synthese, die das Ganze sieht und die Persönlichkeit des Künstlers fassen möchte. Das Entscheidende in diesen Wandlungen und Strebungen scheint die Uebersättigung an der rein ästhetisierenden Geistesrichtung zu sein. Man suchte nach absoluten Werten, ohne sie zu finden. Eines der rührendsten Dokumente für die suchende Sehnsucht der Jüngeren war Renato Serras „Esame di coscienza d'un letterato", eine Gewissenserforschung, die in der eigenen Trostlosigkeit

ausklang. Mit tiefem Pessimismus sah Serra den Krieg kommen, der die „künstlerischen Werte nicht ändern und sie nicht schaffen wird". So ist es gekommen. Das tragische Erlebnis des Krieges ist unfruchtbar geblieben für die Entwicklung, denn die Schützengrabenliteratur zählt hier kaum mit. Luigi Tonnelli, der jetzt seine kritischen Aufsätze unter dem bezeichnenden Titel „Auf der Suche nach der Persönlichkeit" sammelte, meint, die Kritik würde sich ganz vergeblich mühen, wenn sie mehr auf den ästhetischen als auf den geistigen und moralischen Werten bestünde.

In der Dichtung ist nach dem Ausleben d'Annunzios keine starke Individualität aufgestanden. D'Annunzio erschöpfte sich in einer lyrischen Uebersteigerung der „italianità", die aber nur noch Politik und nicht einmal gute Politik war. Im Roman war des alten Vergas Verismus im langsamen Verlöschen. Die junge Generation tastete nach einem neuen Wege. Die stärkste Figur ist Pirandello. Aber sein Theater und seine Novellen von anziehender Eigenart leben mehr von ihrem ironischen philosophischen und allgemein menschlichen Skeptizismus als von dichterischer Ursprünglichkeit. Panzinis Humor hat auch eine vertrocknete Ader im Leibe und hat längst nicht Anatole Frances Beweglichkeit, die ihm wohl vorschwebte. Einen Ansatz zum großen Zeitgemälde nahm G. A. Borgese in seinen beiden Romanen, von denen der erste, „Rubè", in der Tat das einzige Sittenbild des Krieges und des Nachkrieges ist.

Das merkwürdigste in dieser geistigen Krisis ist ihre eigene Unfruchtbarkeit, ihr Fieber, das eher aus einer

Untertemperatur entspringt. Die stärksten Geister haben nicht die Kraft gefunden, die Gemütserschütterungen der Nation zu gestalten. Sie gingen abseits auf ihren alten Wegen, sie ließen sich wie Archimedes vom Kampfe nicht aus ihren Kreisen bringen. Es war einer Figur von gröberem Bruch vorbehalten, das Erlebnis des Kriegs zum eigenen inneren Drama werden zu lassen. Giovanni Papini ist immer ein unruhiges Geschöpf gewesen. Vor dem Kriege war er Futurist, schrieb Bücher, die von der Kirche auf den Index gesetzt wurden, und jetzt erobert seine „Storia di Cristo" mit ihren Massenauflagen weite Schichten zu einer Dogmenreligiosität zurück. Die Konversion Papinis vom Atheisten zum Gläubigen ist mehr als eine persönliche Angelegenheit. Denn in ihm findet eine viel weitere Kreise ziehende Bewegung ihren etwas grotesken Ausdruck. Papini begeistert sich für den Krieg, aber er ist sehr rasch ernüchtert. Er sieht das Ohnmächtige im Krieg und in der Politik. Dann schwärmt er für Wilson und baut sonderbare Friedensgebäude. Die letzte Wandlung ist die Rückkehr zum Christentum, dann zum Katholizismus. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück und schreibt eine sentimentale „Geschichte Jesu", die ein Buch der Massen wird. Der literarische Wert steht nicht hoch. Die italienische Kritik ist einmütig darin, aber ihre Bedenken haben den Siegeslauf nicht aufgehalten. Ermutigt vom Erfolge ist Papini auf dem beschrittenen Wege weiter gegangen. Mit Giuliotti gibt er jetzt eine Art philosophisches Wörterbuch heraus, das „Dizionario dell' omo salvatico", das Wörterbuch des Weltfremden, in dem vom engen konfessionellen

Standpunkte aus und ohne literarische Qualität die moderne Geisteskultur verspottet wird.

Es gibt feinere Vertreter der Bewegung, die man auch in Italien den Neukatholizismus genannt hat. Die neuere Entwicklung in Frankreich blieb hier nicht ohne Einfluß. Ich kann hier nur noch hinweisen auf Zanfrognis „Itinerario di un spirito che si cerca", eines in langen Meditationen sich ergehenden Gottsuchers, der seinen Gott schließlich in Christus findet. Unter den Jüngsten hat Mario Puccini eine Rückkehr zur Gläubigkeit gefordert, nicht so sehr aus dem eigenen Erlebnis als aus philosophischer Reflexion heraus. Sein „Lo Spirito della nuova generazione" ist ein Kampf gegen die letzten Reste des Nietzscheismus in Italien. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem tiefen Bedürfnis nach Glauben, das sich eine Religion sucht, um den Glauben zu stützen. Diese religiöse Unterströmung hat übrigens Borgese in seinem Romane „I vivi e i morti" schon als eine Zeiterscheinung geschildert. Er setzt das neue religiöse Empfinden in Verbindung mit den okkulten Wissenschaften, die zu einer mystischen Mischung in Lebensauffassung und Lebensführung hinführen.

In dieser Skizze der geistigen Krisis, die sich auf Andeutung der großen Umrißlinien beschränken muß, darf nicht unerwähnt bleiben, daß in Italien auch eine Bewegung nach Art der Steinerschen sich ausbreitet. Der „Hallesismo" träumt sich in eine Mystik von sozialer Erneuerung mit allzu einfachen Mitteln hinein. Er treibt eine umfassende Propaganda, hat es aber über das Ansehen einer Art sozialer Heilsarmee nicht hinausgebracht.

# Die Krankheit der Politik.

Die erste Belehrung über die Verfassung und die Politik eines Staates gibt die Architektur des Sitzungssaales seines Parlaments. Das Wort stammt von einem französischen Historiker. Es ist mehr als ein geistreicher Einfall. Denn in der Einrichtung des Sitzungssaales kommt ganz von selbst die Hierarchie der Gewalten zum Ausdruck, wie sie von einem Volk empfunden wird. Im House of Parliament in Westminster ist kaum der Sitz des Speakers etwas erhöht über die beiden Reihen von Bänken, auf denen Regierung mit ihrer Partei und die Opposition sich gegenübersitzen. In der Pariser Deputiertenkammer erhebt sich der Präsidentenstuhl hoch über jeden Abgeordnetensessel des amphitheatralischen Saales. Vor ihm ist die Rednertribüne, von der aus der Redner auf das fast zu seinen Füßen sitzende Ministerium herabspricht. Im Deutschen Reichstag, der für den alten Beamtenstaat gebaut war, nahm die Regierung einen Raum auf dem Podium ein, höher als die Ränge der Abgeordneten. Im römischen Montecitorio sitzt die Regierung vor dem Präsidenten, mit dem Gesicht nach dem Halbrund der ansteigenden Abgeordnetenbänke. Es gibt keine eigentliche Rednertribüne. Jeder Abgeordnete spricht von seinem Platze aus, auch bei großen Gelegenheiten. Darin liegt ein

Symbol, der Abgeordnete löst sich nicht von seinem Platze, von seinem Sektor, von seiner Partei.

Im ungezügelten Parteigeist wurzelte jedenfalls die Schwäche, an der die italienische Politik seit Jahren gelitten hat. Das Uebel ist nicht auf Italien beschränkt. Vor dreißig Jahren war Frankreich das Land der ewigen Ministerkrisen. Spanien gab bis zur Militärrevolte das ununterbrochene Schauspiel einer verschwebenden parlamentarischen Mehrheit. In Italien, wo man ja auch stolz ist darauf, daß das nationale Temperament sich schwer in eine feste Disziplin fügt, ruhten die letzten Regierungen auf so unsicheren Kombinationen, daß ihnen die tiefe Resonanz für ernstere Aktionen fehlte. Das muß man sich vor Augen halten, wenn man verstehen will, wie der Fascismus mit seiner antiparlamentarischen Propaganda Anklang finden konnte. Das hat mit dem Wesen des Parlamentarismus nichts zu tun. Es ist eine Frage der politischen Reife der Parteien und eines Volkes. Es ist allerdings auch eine Frage der Energie und der Stärke der Persönlichkeiten, die am Tisch der Regierung sitzen.

Große fest organisierte Parteien mit klar umrissenem Programm gibt es in Italien nicht. Ein Mann wie Salandra ist erst jetzt Mitglied einer Partei geworden. Nur ausgesprochene Kampfgruppierungen wie die Sozialisten oder die Fascisten hatten einen inneren Zusammenhang, der sich nicht jeder Kombination fügte. Im Parlamente kannte man den strengen Fraktionszwang nicht. Die Hausordnung verlangte allerdings, daß jeder Abgeordnete in einem der offiziellen „Uffizien" eingeschrieben sei. So kamen

die parlamentarischen Gruppen zustande, die aber wenig Macht über ihre Mitglieder besitzen. Zu Anfang der gegenwärtigen Legislatur gab es dreizehn solcher Uffizien.

| | | |
|---|---|---|
| Agrarier | 23 | Abgeordnete |
| Parlamentarisch-liberale Demokraten | 21 | " |
| Liberale Demokraten | 24 | " |
| Demokraten | 42 | " |
| Italienische Demokraten | 36 | " |
| Soziale Demokraten | 41 | " |
| Fascisten | 32 | " |
| Nationalisten | 11 | " |
| Popolari | 106 | " |
| Reformsozialisten | 26 | " |
| Sozialisten | 122 | " |
| Kommunisten | 13 | " |
| Gemischt | 32 | " |
| | 529 | Abgeordnete |

Charakteristisch ist die Zerklüftung des bürgerlichen Liberalismus. Die den konservativen Agrariern am nächsten stehenden parlamentarisch - liberalen Demokraten mit Salandra als Führer sind allerdings kaum noch dazu zu rechnen. Die übrigen Gruppen, die sich alle die Bezeichnung demokratisch beilegen, repräsentieren die verschiedenen Färbungen des Liberalismus. Die Mehrheit darf zum radikalen Flügel gezählt werden. Aber die Programme, die wenig sich unterscheiden, sind nicht so wesentlich wie die Einflüsse der führenden Persönlichkeiten. So waren in

den letzten Jahren im linken bürgerlichen Liberalismus Giolitti und Nitti die beiden Pole, in denen sich die Spannung konzentrierte. Hätten diese Gruppen sich zusammengeschlossen, dann wäre ein bürgerlicher Block von etwa 150 Abgeordneten entstanden, der als stärkste Macht noch so viel an sich gezogen hätte, um dem Parlament eine klare Orientierung geben zu können. Nun haben diese demokratischen Gruppen bei den Regierungsbildungen mehr oder weniger zusammengehalten. Aber es fehlte die feste Bindung, die Sicherheit bot gegen die Einwirkungen von Zwischenfällen, von persönlichen Intrigen. Da das demokratische Bürgertum so pulverisiert war, tat es sich auch sehr schwer, ein Verhältnis zu den andern Parteirichtungen zu finden. Die Beziehungen zum Sozialismus gerieten nie ins Gleichgewicht, weil die bürgerliche Linke und Mitte sich darüber nicht einigten. Freilich stand die Sache bei den Sozialisten nicht besser. Der größere Teil der Schuld für die mangelnde Fühlung liegt bei ihnen. Ihre selbstmörderischen inneren Kämpfe haben ihnen den tatsächlichen Einfluß entzogen, den sie als zahlenstärkste Gruppierung in die Wagschale legen konnten. Auch die Popolari, die nach dem Krieg entstandene katholische Volkspartei, wurden ihrer eigenen inneren Schwierigkeiten niemals völlig Herr. Sie fanden darum im Parlament, wo sie eine zentrale Stellung einnahmen und mit ihren hundert Mandaten die Machtverteilung bestimmen konnten, nie die ganz klare Linie einer wirklich praktischen Politik. Sie waren allerdings taktisch beweglicher als die Sozialisten.

Die Parteizerklüftung ist eine alte Krankheit des italienischen Parlamentarismus. Sie hat nicht immer so hemmend gewirkt wie unmittelbar nach dem Krieg. Die Ungeheuerlichkeit der Schwierigkeiten hätte die höchste Hingabe und Konzentration verlangt, um der Regierung die nötige Autorität zur Bewältigung der nächsten Aufgaben zu geben. Aber die Katastrophe hatte in den Parteien auch alle Instinkte entfesselt, die sich dieser Selbstdisziplin widersetzten. Vor dem Kriege hat die Unsicherheit der parlamentarischen Mehrheitsbildung immer wieder bei den ausgeprägteren staatsmännischen Persönlichkeiten den Wunsch erzeugt, unter einer verhüllten Diktatur zu regieren. Eine Verletzung oder Beugung der Verfassung oder die Berufung auf die Notparagraphen war dazu nicht notwendig. Crispi besaß jene Art des persönlichen Autokratismus, die sich durch die Glut ihrer Politik aufzwingt. Freilich spielte er das altbeliebte Mittel des „pouvoir personnel", die äußere Politik, gegen die innere aus. Einen ernsteren Versuch, die Verfassung im Interesse einer starken Regierung nicht unberührt zu lassen, hatte das Kabinett Pelloux unternommen. Aber es scheiterte an dem Widerstande der Nation.

Ganz anderer, auch sehr eigener Art war die Machtposition, die Giolitti sich zu erwerben verstand. Giolitti suchte seine Stärke in seiner Geschicklichkeit, die allerdings auf ihre klar erkannten Ziele mit unbeirrbarer Sicherheit zuschritt. Giolitti konnte den Beamtengeist, der sich über die Parteien stellt, nie ganz abstreifen. Er sah stets die konkrete politische Lage, für die sofort eine Lösung gesucht werden

mußte. Er war der Virtuose in der Ausbalanzierung der Gruppen des Parlaments. Er spielte die einen gegen die andern aus. In seinen Denkwürdigkeiten schildert er selbst, mit welcher bewußten Taktik er immer vorgegangen ist. Darin wurden selbst großartige gesetzgeberische Reformpläne oft nur als ein Mittel des parlamentarischen Gleichgewichtsspiels gebraucht. Solche Routine glückt nur in der Hand des erfahrenen Meisters. Aber zuletzt war dieses System der „combinazione", das typisch war für den italienischen Parlamentarismus, auf den Sand geraten. Die beiden Ministerien Factas, des Statthalters Giolittis, die der fascistischen Revolution vorangingen, stellten nur noch die Ohnmacht der bloßen Routine dar.

In den Kabinetten Nitti hatte eine andere Tendenz gelebt. Die Sachlichkeit des politischen Programms, die Bewältigung der wirklichen Aufgaben der Nachkriegszeit standen im Vordergrunde. Eine solche Einstellung lag schon in Nittis Persönlichkeit. Er kam von der Wissenschaft her. Die parlamentarische Erfahrung fehlte ihm nicht. Für ihn ruhte der Schwerpunkt der Macht in der Bildung einer großen Linken, die sich an den Sozialismus anlehnte, wenn sie ihn nicht einbegreifen konnte. Aber hier hat der Sozialismus versagt. Er besaß nicht die Kraft, seiner eigenen Entwicklung treu zu bleiben, die ihn zur Mitarbeit mit dem linksstehenden Bürgertum hintrieb. Er erlitt die eigene schwere Krisis, die ihn entmannte. Auf der anderen Seite wurde Nittis europäische Friedenspolitik im Lande von einer ungeheuren nationalistischen Agitation verleumdet, die ihre Wirkung im Parlament

nicht verfehlte. Man kam dann wieder zu Giolittis Kombinationskunst zurück, die mit Facta endgültig Schiffbruch erlitt.

Das sind die Formen, in der sich in Italien die durch ganz Europa gehende Krisis des Parlamentarismus auswirkte. Die politisch führende Klasse hatte sich in eine Ueberpolitik verloren, die der Realitäten nicht mehr recht bewußt war. Vielleicht ist die sehr ausgesprochene Veranlagung des italienischen Charakters für politische Methodik ein wesentlicher Faktor in dieser Entwicklung gewesen. Sie hat im Risorgimento, in Cavour, im Verhalten der Dynastie Savoyen in allen kritischen Lagen ihre Rolle gespielt. An großen Inhalten hatte sie sich zur Größe entwickelt. Für ihre Dekadenz in der Nachkriegszeit sind allerdings noch Gründe anzuführen, die in andere Kapitel gehören. Hier kam es nur darauf an, das System zu zeigen, das sich selber nicht mehr zu erneuern verstand. Den Ausweg hatte man allerdings schon von ferne erkannt: ein Ermächtigungsgesetz, das der Regierung starke Vollmachten gab, war schon von Giolitti gefordert worden. Die fascistische Eroberung der Macht hat diese Ansätze zur Heilung im Parlament überholt.

# Die Schuld des Maximalismus.

Die Fascisten rühmen sich, den Sozialismus in Italien vernichtet zu haben. Wahr ist daran, daß sie mit Gewalt in seinen Bereich eingebrochen sind und darin viel zerstört haben, was nicht leicht wieder aufzubauen sein wird. Sie haben Arbeitsbörsen, Volkshäuser, Zeitungsredaktionen zerstört, sie haben die sozialistischen Gemeinderäte zum Rücktritt gezwungen. Und überall haben sie sich mit ihren fascistischen Organisationen eingenistet, denen viele Ueberläufer zuströmten. Aber den fascistischen Erfolgen steht die unverrückbare Tatsache gegenüber, daß die Sozialisten bei den letzten Wahlen noch mit mehr als hundert Vertretern in die Deputiertenkammer einzogen. Die Fascisten brachten es mit Hilfe eines sogenannten „nationalen Blocks" nur auf 35 Sitze.

Der Sozialismus ist durch den Fascismus also schwer bedrängt, geschwächt, aber nicht vernichtet worden. Der Sozialismus war getragen von einer weit ausgebauten Ideologie und dem wirtschaftlichen Interesse der Arbeiterklasse. Bewegungen von solcher Mächtigkeit können langsam versiegen, wenn sie ihre eigene Erfüllung verwirklicht haben. Aber sie können nicht durch eine Gegenbewegung einfach aufgesogen oder gestaut werden, solange ihre Quellen

noch fließen. Diese Quellen sind in Italien mit seinem großen und mannigfaltigen Proletariat noch reichlich vorhanden.

Warum aber hat der italienische Sozialismus den Ansturm des Fascismus ohne ernsthafte Abwehr, mit einer Machtlosigkeit hingenommen, die dem Gegner den Triumph des Sieges gestattete? Die Antwort ist sehr einfach: weil er sich selber bis in die Wurzeln seiner Kraft zermürbt hatte. Er war gar nicht fähig, sich auf eine geschlossene Verteidigung einzurichten. Diese Schwäche nach außen war die Folge einer organischen Krankheit. Zwei, drei große Richtungen bekämpften sich. Jeder Kongreß brachte Spaltungen und mühselige Kompromißformeln, die in ihrer Abstraktion oder Vieldeutigkeit nur bewiesen, wie schwach der Zusammenhalt war. Auf solche „Verkleisterungen" war keine kraftvolle Politik zu gründen. Das schlimmste Verhängnis bestand darin, daß der Sozialismus die positiven Aufgaben, die ihm die Zeit gestellt hatte, vollkommen beiseite schob. Damit schuf er die Bresche, durch die der Fascismus einbrechen konnte.

„Nè aderire, nè sabotare." Mit dieser Losung hatten die Sozialisten die Teilnahme Italiens am Weltkriege über sich ergehen lassen. Weder zustimmen noch sabotieren! In dem halbjährigen Kampfe um die italienische Neutralität oder Intervention waren sie ihrer internationalistischen und pazifistischen Ideologie treu geblieben. Nur eine kleine Gruppe, von Mussolini geführt, löste sich ab. Aber nachdem die vollendeten Tatsachen geschaffen waren, fügten sie sich in den Rahmen der nationalen Politik. Mit dieser

Haltung war die Partei ziemlich heil durch den Krieg hindurch gekommen. Der rechte Flügel, dem die patriotische Ader nicht fehlte, hatte die Führung behalten. Das änderte sich, als mit dem Waffenstillstand und den Friedensschlüssen die äußere Spannung in der Nation aufhörte. Das ganze Land empfand den wirtschaftlichen Druck und die seelische Not des Nachkrieges. Die Erfolge des Sieges blieben hinter den Hoffnungen zurück, eine tiefe Verstimmung gegen die Alliierten brach durch. Die ersten Wahlen trieben den Sozialisten unerwartete Massen zu. Das war der Ausdruck der allgemeinen Enttäuschung.

Was fingen die Sozialisten mit dem Machtzuwachs an? In seinem Buch „La crisi socialista" erhebt Alberto Malatesta die bittersten Vorwürfe gegen die Politik seiner Partei. Sie hat vor allem die Möglichkeiten einer Revolution in Italien falsch eingeschätzt. Zu diesem Irrtum der Diagnose, wie Malatesta es nennt, kam der zweite, der Kapitalfehler, der darin bestand, daß die Partei dazu beitrug, „die demokratische Methode niederzudrücken und niederzutreten". Denn der Sozialismus kann in seiner Methode nur demokratisch sein. Dieser Irrtum hat die Partei ruiniert.

Die tiefe Störung kam aus Rußland, zuerst in der Form eines Fiebers, das die italienischen Massen ergriff und auf die Wege einer bolschewistischen Weltrevolution drängte. Vielleicht wäre die Partei dieser Bewegungen ihrer Linken Herr geworden, ohne die diktatorischen Eingriffe von Moskau her, die nach der Gründung der Dritten Internationale erfolgten. Eine Entschuldigung für die Partei kann darin indessen

nicht gesucht werden. Denn sie mußte sich über die Zustände und Möglichkeiten in Italien klar sein, auch wenn sich ihr die inneren Zusammenhänge zwischen Ziel und Methode verwischt hatten.

Die Diktatur des Proletariats nach russischem Muster konnte in Italien nicht mehr Sinn haben als in anderen westlichen Ländern, die längst der autokratischen Staatsform entwachsen waren. Rußland hat am Wesen seiner Staatsverfassung nichts geändert, als es die Diktatur des Proletariats an die Stelle der Diktatur des Zaren setzte. Denn in beiden Fällen liegt die Macht und das terroristische Machtmittel in den Händen weniger, die sie gegen eine amorphe Masse gebrauchen. Italien hatte eine lange parlamentarisch - verfassungsmäßige Vergangenheit hinter sich, Mittelklassen von großer ziffernmäßiger Stärke, Staatsmänner von sicherem Blick und Methode, last not least eine Dynastie, die mit großem Geschick alle nationalen Krisen, die ihr gefährlich werden konnten, überwunden hatte. Die Voraussetzungen für einen bolschewistischen Umsturz waren also völlig verschieden von denen in Rußland. Außerdem fehlte in Italien die Wirkung einer niederschmetternden Niederlage. Man war unzufrieden, erbittert über den Friedensschluß, aber man hatte das Bewußtsein des militärischen Sieges über das altgehaßte Haus Habsburg und dessen Reich.

Die „maximalistische" Strömung in der Partei gewann zwar niemals völlig die Oberhand. Doch reichte ihre Stärke aus, die Partei auf den Weg zur Revolution zu drängen. Die Lebensmittelunruhen mit kommunistischer Färbung, die Bewegung der Land-

arbeiter gegen den Latifundienbesitz übten zweifellos einen starken Druck von unten aus. Aber die für die Stellung der Sozialisten entscheidenden Vorgänge waren die Beschlüsse der Partei. Nach der Gründung der Dritten Internationale in Moskau im März 1919 schloß sich der italienische Parteivorstand an und sagte sich feierlich von der Amsterdamer Internationale los. In seinem Aufruf erkannte er ausdrücklich die von „den russischen kommunistischen Genossen aufgestellten Grundlagen und Grundsätze" für die internationale Arbeiterbewegung an. Der Sommer brachte eine starke Agitation gegen die Teuerung und die italienische Beteiligung an dem international verabredeten Generalstreik gegen die antirussische offizielle Ententepolitik. Auf dem Kongreß in Bologna im Oktober trug die maximalistische Richtung den Sieg davon. In dem Beschluß wurde die russische Revolution als das „glückverheißendste Ereignis in der Geschichte des Proletariats" bezeichnet und deren Ausdehnung auf alle kapitalistischen Länder gefordert. Weiter wurde ausgesprochen, „daß das Proletariat zum Gebrauch der Gewalt greifen solle zur Verteidigung gegen die bürgerlichen Gewalttaten, zur Eroberung der Macht und der Konsolidierung der revolutionären Eroberungen". Das Programm forderte die Bildung von „neuen proletarischen Organen", Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten, die den alten Staats- und den Gemeindebehörden gegenübertreten sollten, da diese in keiner Weise Organe der Befreiung des Proletariats werden könnten. So hat der Maximalismus, sagt

Malatesta, „den Wind gesät, der den fascistischen Sturm erzeugte".

Die Bildung von Arbeiter- und Bauernräten sollte sofort erfolgen. Der große Parteiausschuß setzte die Frist von zwei Monaten. Der Aufruf für die Deputiertenwahlen vom November 1919 — die ersten Proportionalwahlen — enthielt die Losung: „Alle Macht dem in seinen Räten vereinigten Proletariat — wer nicht arbeitet, soll nicht essen!"

Die Wahlen brachten den Sozialisten einen großen Erfolg. Mit ihren 156 Mandaten wurden sie die stärkste Gruppe in der Kammer. Diese Proportionalwahlen hatten freilich gleichzeitig eine andere große Massenpartei geschaffen, die katholischen Popolari des Don Sturzo, deren 100 Deputierte ein starkes Gegengewicht gegen den erstarkten Sozialismus bildeten. Jedenfalls war für die Sozialisten die Stunde gekommen, in der sie wegen ihrer zahlenmäßigen Stärke einen entscheidenden Einfluß auf die Mehrheitsbildung im Parlament erlangten. Das war auch die Stunde, in der ihre Verantwortung begann. Sie fanden keine klare Entscheidung, sondern nur tatenlose Kompromisse zwischen den verschiedenen Strömungen im eigenen Lager. Dem Ministerium Nitti konnten sie durch eine loyale Mitarbeit zur starken Stütze werden. Sie lehnten es nicht absolut ab, draußen im Lande aber predigten sie die bolschewistische Revolution.

Die innere Zerklüftung hatte auch die Gewerkschaften ergriffen. Aber hier erlangte der praktische Sinn eher wieder die Oberhand. Der Maximalismus hatte im September 1920 die Besetzung der Fabriken

vollzogen. Aber dieser revolutionäre Vorstoß scheiterte an der kaltblütigen Regierungstaktik Giolittis, der die Staatsautorität nicht geltend machte und so den Versuch der Arbeiterleitung in den Betrieben ad absurdum führte. Diese Niederlage war für die Gewerkschaftsföderation eine heilsame Krisis gewesen. Allerdings ging der Heilungsprozeß ziemlich langsam, Die Gewerkschaften lösten sich mehr und mehr von der Vorherrschaft der politischen Partei. Aber erst der von den Fascisten vereitelte Generalstreik vom Sommer 1922 brachte die völlige Ernüchterung, zu spät, denn der Fascismus marschierte bald darauf nach Rom.

Die Abspaltung der reinen Kommunisten auf dem Kongreß von Livorno, Januar 1921, änderte nichts an der Haltung der weitaus größten Mehrheit der Partei. Unter den Gegenströmungen des Maximalismus, der nach Moskau hinhorchte, und dem Zentrum und der Rechten — manchmal entstanden noch Untergruppen — kam stets die starke propagandistische Kundgebung für die proletarische Weltrevolution und die schwache Haltung im Parlament zum Vorschein. Auch dem Ministerium des Reformsozialisten Bonomi, also einer auf die bürgerliche Linke gestützten Regierung, versagte die parlamentarische Fraktion ihre Mitarbeit. Die starken Trompetenstöße von Moskau her, die 21 Punkte, trugen sehr dazu bei, diese chaotische Politik zu erhalten.

In den Provinzial- und Gemeindewahlen vom Herbst 1920 hatte die Partei 25 Provinzialräte und über 2000 Gemeinderäte erobert. Das gab dem Fascismus die entscheidenden Anstöße zu seinen

Angriffen gegen die sozialistischen Machtstellungen. Dazu kamen die maximalistischen Rebellionen in Ancona bei der Einschiffung der Truppen für Valona. Der Bürgerkrieg der „Strafexpeditionen" entwickelte sich zu einem System. Der im August 1921 zwischen den Kammerfraktionen der Sozialisten und Fascisten geschlossene Friedenspakt — patto di pacificazione —, der die Einstellung der Gewalttätigkeiten zum Zweck hatte, versagte sehr rasch. Das auf die Zerstörung der Arbeiterorganisation gerichtete brutale Zerstörungswerk nahm seinen Fortgang. Die Partei aber kam unter dieser Gefahr von außen nicht zur Besinnung. Die inneren Zwiste um programmatische revolutionäre Kundgebungen vertieften sich eher. Von kräftigem Widerstande gegen die Fascisten war bei der inneren Lähmung kaum die Rede.

So hat die Zersetzung des Sozialismus den Fascismus gestärkt und ihm die Wege gebahnt. Der Maximalismus hatte die rote Fahne geschwenkt, das Bild Lenins durch die Straßen getragen, aber nicht gewagt, die gepredigte Revolution zu verwirklichen. Er schuf dem ihn bekämpfenden Fascismus die Gloriole des Gesellschaftsretters. Er rief zuletzt nach dem Schutz der Gesetze durch den bürgerlichen Staat. Die Partei war bereit zur Mitarbeit an der Regierung, als sie zerschmettert war und als es schon zu spät war. Das letzte Geheimnis, das der Entwicklung zu Grunde lag, war das Versagen des „ceto dirigente", der leitenden Klasse des Sozialismus, die eine „neue Bourgeoisie" gebildet hat. Es waren fast immer die gleichen Personen, die in der Partei, in den Ge-

meinden, Gewerkschaften, Korporationen die Aemter innehatten. Besonders stark war diese Herrschaft in den Korporationen. „Die Lebensweise dieser Klasse," schreibt Arturo Labriola, „war dank der großen Einkünfte und der großen Einflüsse ganz analog jener der industriellen Bourgeoisie."

---

# Don Sturzo.

Don Sturzo ist ein sizilianischer Priester. Mussolini erblickt in ihm seinen gefährlichsten Gegner. Es ist kein Zufall, daß die beiden Führer entgegengesetzter politischer Bewegungen aus dem Süden und aus dem Norden stammen. Jeder trägt die Mitgabe der engeren Heimat in Geist und Charakter. In beiden kommt auch das noch nicht überwundene Problem nationaler Unausgeglichenheit zum Ausdruck, das durch die rasch zentralisierende Einigung Italiens unter piemontesischer Führung gestellt wurde. Mussolini ist Sproß der Romagna. Da hat der robuste, aber leicht erregbare Menschenschlag immer zu revolutionärer Gewaltsamkeit geneigt. In Don Sturzo glüht der starke Ernst des Sizilianers. Aus der Tiefe leidenschaftlicher Hingabe des Gefühls wächst hier eine volle Klarheit und Festigkeit des Willens. Crispi war der letzte große Vertreter dieser Rasse, die stolz darauf ist, durch jahrhundertlang ertragene Fremdherrschaft hindurch, noch vor England ein Parlament besessen zu haben. Man kann Don Sturzo als Person nicht mit Crispi vergleichen. Der Priester hat durch die geistliche Schulung eine Prägung erhalten, in der das Relief eines leidenschaftlichen Temperaments etwas verwischt erscheint. Seine Mittel sind intensivste Ueberredung, Ausdauer und Klugheit, sein Boden ist die Demokratie.

Wo liegt nun Don Sturzos politische Bedeutung? Er hat nach dem Kriege eine politische Partei gegründet, die mit einem Schlage rund hundert Sitze eroberte und in der Kammer sofort eine entscheidende Rolle spielte. Die Entwicklung des parlamentarischen Lebens, die Mehrheitsbildung, das Schicksal der Regierung, wurden davon wesentlich bedingt. Die neue Machtstellung, die Don Sturzo so plötzlich geschaffen hatte, war auch für die politische Orientierung Mussolinis und des Fascismus von größter Bedeutung.

Don Sturzo hat den „Partito popolare italiano" geschaffen. Diese italienische Zentrumspartei ist ganz seine eigene Schöpfung. In ihr endigte allerdings eine lange Bewegung, die den italienischen Katholizismus von der absoluten Unversöhnlichkeit gegen den italienischen Einheitsstaat bis zur Teilnahme an der Regierung geführt hatte. Die italienischen Katholiken ließen sich in ihrer politischen Haltung zuerst von der Kurie bestimmen. Das nach dem Sturz der weltlichen Macht des Papstes ergangene Non expedit, das die Beteiligung der Katholiken an den Wahlen unterband, verlor allmählich seine hemmende Wirkung. Die Kirche selbst deutete es nicht immer im Sinne eines Verbotes aus. In den neunziger Jahren suchte sich die von Romolo Murri geführte christliche Demokratie davon zu befreien. Aber dieser Anlauf zur Unabhängigkeit wurde wieder abgebogen. Die christliche Demokratie mußte in die Opera dei congressi eintreten, eine vom Vatikan beeinflußte katholische Organisation, und verlor darin ihre Selbständigkeit. Allerdings lagen die Ziele der christ-

lichen Demokratie mehr in der Richtung einer Aussöhnung der Kirche mit dem modernen sozialen Geiste als in der positiven Mitarbeit beim italienischen Staat. Ein Versuch, die Bewegung ohne Betonung des christlichen Charakters neu aufleben zu lassen, scheiterte am absoluten Verbot des Papstes.

Mit Pius X. kam im Vatikan eine versöhnlichere Stimmung auf. Draußen wurde der Drang der Katholiken nach politischer Betätigung stetig stärker. Er äußerte sich in der Bildung der „Unione Elettorale Cattolica", einer großen Vereinigung, die die Beteiligung der Katholiken an den Wahlen regeln sollte. Die Unione vermied es dabei, sich entschieden für konservative oder demokratische Richtungen einzusetzen. Aber ihr Einfluß war bei den Wahlen von 1913 ein sehr wichtiger Faktor geworden.

Der Krieg brachte neue Fortschritte in der Annäherung zwischen Katholiken und dem Staat. Benedikt XV. schloß aus seiner allgemeinen Friedenspolitik Italien nicht aus. Allerhand Projekte über die Lösung der römischen Frage tauchten auf. Katholische Führer traten in die Regierung ein. Die Konzentration der zahlreichen sozialen Zwecken dienenden katholischen Organisationen nahm zu.

Die Stunde Don Sturzos war gekommen.

Der Nachkrieg unterwühlte mit seinen inneren Wirren und den bolschewistischen Drohungen der Maximalisten den sozialen Frieden. Der Raum tat sich auf, in dem zwischen Sozialismus und dem liberal-demokratischen Bürgertum eine neue Gruppierung Fuß fassen konnte. Vorbild war das deutsche Zentrum gewesen, das der Jesuit Pavisic

schon fünfzehn Jahre früher in der „Civiltà cattolica" als Muster empfohlen hatte. Die neue Partei stellte sich zwischen die soziale Revolution und die Verteidigung der bürgerlichen Ideale in der christlichen Gesellschaft. Aber schon Pavisic hatte gesagt: „Es kann heute keine wahre katholische Aktion geben, die nicht zugleich sozial wäre." Das Programm des Partito popolare italiano, der am 19. Januar 1919 ins Leben trat, nahm alle Forderungen der modernen reformistischen Arbeiterbewegung auf. Einer der wichtigsten Punkte darin war die innere Kolonisation, das heißt die Frage der Aufhebung des Latifundienbesitzes, der weite Gebiete in einer zu extensiven veralteten Kultur gefangen hielt und große Landarbeitermassen unter ungenügende Arbeitsbedingungen stellte. Das ist das jahrhundertalte Kernproblem der italienischen Agrarpolitik, das immer wieder die schwersten Unruhen auslöste. Unter dem Einfluß der bolschewistischen Lehren hat der Nachkrieg zu Gewaltlösungen gedrängt. Die Landarbeiter brachen in den Großgrundbesitz ein, um ihn unter sich zu verteilen. Die Popolari dachten nur an eine legale Aufteilung. Aber ihr linker Flügel geriet in seiner Agitation in bedenkliche Nähe der revolutionären Regelung. Das war eine Folge zum Teil des Druckes der spontanen Bewegung in den Latifundienbezirken, zum Teil des Wettbewerbes mit den Sozialisten um die Stimmen der Landarbeiter.

Don Sturzo wurde dieser Strömung, der Moskauer Ideen nicht ganz fremd waren, die sich selbst als Vorhut bezeichnete, wieder Herr. Auf dem Parteikongreß in Neapel wies er nach, daß mit der Sozialisierung

aller Latifundien über 25 Hektar nur eine neue Leibeigenschaft geschaffen werden würde. Als Bürgermeister von Caltagirone in Sizilien hatte er selbst schon seit Jahrzehnten an der legalen Aufteilung von Großgütern mitgewirkt. Er leitete dort den genossenschaftlichen Erwerb durch Kauf ein, was allerdings nur in Fällen von Kapitalknappheit der Besitzer möglich war.

Der rote Saum am linken Rande der Partei stach den Gegnern, auch dem eigenen konservativen Flügel, am stärksten in die Augen. Aber der Lebensatem der Partei kam aus größeren Tiefen. Don Sturzo hauchte ihr eine Weltanschauung ein, die auf religiösem Grunde ruhte. Es war, ohne daß er in einen Modernismus zweiter Auflage verfiel, eine Art Hinneigung zum Urchristentum. Er mied die Grenze, wo er mit dem Dogma und mit seinem Priesterbreve in Konflikt gekommen wäre. Seine Verehrer nannten ihn gelegentlich den neuen Savonarola. Don Sturzo kämpfte gegen die Verknöcherung der alten politischen Parteien, die die gewaltigen moralischen Lehren des Krieges nicht begriffen. Er übernahm die Ideen des Völkerfriedens durch Verständigung, deren Organ er im Völkerbunde erblickte.

Die Partei war auf religiösem Boden erbaut worden, der in Italien natürlich nur der katholische sein konnte. Aber Don Sturzo nahm ihr den Charakter der Ausschließlichkeit eines strengen Bekenntnisses. Religiöse Anschauungen sollten kein Kriterium für die Zulassung sein. Das war wohl so geplant worden, weil die Kurie immer dagegen gewesen war, daß in Italien sich eine ausgesprochen katholische Partei

bilde. Aber trotzdem geriet hier Don Sturzo in Reibungen mit der Kirche. Der Erzbischof von Genua, Kardinal Boggiani, ging im Juli 1920 in einem Hirtenbrief streng ins Gericht mit dem Programm der Partei. Die Ausschaltung der Religion schien ihm die Partei in zu enge Nachbarschaft mit dem atheistischen Sozialismus zu bringen. Katholiken könnten niemals auf die religiöse Begründung ihrer politischen Betätigung verzichten. Die Berufung auf das deutsche Zentrum ließ der Hirtenbrief nicht gelten. Denn das Zentrum lebe in einer protestantischen Nation, während Italien ganz katholisch sei. Die Katholiken müßten unter allen Umständen ihren Glauben offen bekennen und verteidigen.

Die der Partei zum Vorwurf gemachte Zweideutigkeit war allerdings in Wirklichkeit nicht vorhanden. Jedermann innerhalb und außerhalb wußte, daß es die Partei der Katholiken war. Sie hatte die älteren katholischen Wahlorganisationen in sich aufgesogen. In ihrem Programm stand auch klar und deutlich die Forderung: „Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche in voller Entfaltung ihrer geistigen Mission, Freiheit und Achtung des christlichen Bewußtseins, betrachtet als Grundlage und als Schutz des nationalen Lebens, der Volksfreiheiten und der Fortschritte der Zivilisation in der Welt."

Von einer Lösung der römischen Frage ist hier nicht mehr die Rede. Die junge Generation steht auf dem Boden des neuen Italien, das den Kirchenstaat in sich aufgenommen hat.

Don Sturzo tritt mitten hinein ins politische Leben des italienischen Staates, ohne Vorbehalte, aber nicht

ohne ein Programm zur Reform dieses Staates. Den nächsten Gegner sieht er im Freimaurertum, das Italien die weltliche Schule ohne Religionsunterricht gegeben hat. Er erhebt die alte katholische Forderung nach der Freiheit der Schule. Praktisch bedeutet das die Gleichberechtigung der freien katholischen Schulen mit den Staatsschulen. Der zur Macht gelangte Mussolini wird den Gegner hier sofort übertrumpfen. Die Schulfrage ist also keine trennende Wand. Viel wichtiger ist für die gegnerische Einstellung des Fascismus Don Sturzos Staatsreform. Der Sizilianer will die Einheit der Nation, aber nicht den straff zentralisierten Staat mit seiner Elephantiasis der Bürokratie, wie er es nennt. Im Parteiprogramm heißt es: „Freiheit und Selbstverwaltung der lokalen Körperschaften, Anerkennung der besonderen Funktionen der Gemeinde, der Provinz, der Region im Zusammenhang mit den Traditionen der Nation und den Notwendigkeiten der Entwicklung des lokalen Lebens." Also eine starke Dezentralisation, die aber, wie Don Sturzo ausdrücklich sagt, nicht zum Föderalismus führen darf. Die Gegner freilich wittern hier Ansätze zur Auflösung des Zentralstaates, ein modernes Welfentum, das die Fascisten als ebenso antinational verschreien wie den Internationalismus der Sozialisten.

Don Sturzo ist ein konsequenter politischer Denker. Unter dem Titel: „Riforma Statale e Indirizzi Politici" hat er seine Reden gesammelt. Seine Gedankenwelt kommt darin in ihrem inneren Zusammenhang zum Vorschein: er steht im Kampfe gegen den pantheistischen Staat, gegen die Uebermacht des

Zentralismus, und er tritt ein für die Befreiung des Individuums und eine neue Synthese des politischen Lebens. Aber Don Sturzo sieht die gegenwärtige Krisis des Staates nicht als eine Machtfrage an, sondern als ein Problem der Gesundung vom Volke aus. Das trennt ihn von Mussolini und macht ihn diesem zum Todfeinde, der mit allen Mitteln bekämpft wird.

---

# Mussolini.

„Das Glück des Fascismus hieß Mussolini," schreibt Arturo Labriola in seinen Studien über die neueste Entwicklung in Italien. Man kann noch weiter gehen: ohne Mussolini wäre der Fascismus nicht da. Nicht weil Mussolini in der Tat die ersten Fasci gegründet hat. Diesen Schöpfungsakt hätte mancher andere auch vollziehen können. Denn es lag ziemlich nahe, daß der Geist des Schützengrabens in den Nachkrieg hinüberwirke. Es wäre zweifellos eine weitschichtige Kampfbündelei geboren worden, die die Früchte des Sieges gegen den drohenden Bolschewismus verteidigt hätte. D'Annunzio und der reine Chauvinismus hatten auch dafür gesorgt, daß wegen der unvollständigen Erreichung der nationalen Kriegsziele in den Friedensschlüssen eine wilde Agitation das Land entzündete. Aber eine solche Entwicklung wäre zweifellos chaotisch geblieben. Es ist fraglich, ob sie ihre nächsten Zwecke überlebt hätte. Was dem Fascismus den wirklichen Atem gab, das waren die Bedürfnisse und Pläne einer Persönlichkeit, die ein Prätorianerheer gebrauchte, um das Fundament einer Machtstellung zu legen. Noch ist in Mussolini vieles rätselhaft. Er enthüllt sich nur Zug um Zug. Es gibt große Widersprüche in seinem Handeln. Ich denke dabei nicht an die große und

langsame Wandlung vom Sozialisten zum Fascisten. In ganz kurzen Zeiträumen macht Mussolini Sprünge. Der Republikaner wird plötzlich zum Monarchisten. Aber in dieser Beweglichkeit der Anschauung und der Mittel liegt der beste Beweis dafür, daß Mussolini über der Bewegung steht, die er selbst geschaffen hat. Er ist ihr überlegen wie der Vater über das Kind. Er geht nicht in ihr auf. Er lenkt sie in seine Bahnen. Das, was man später den „Mussolinismus" nannte, war von Anfang an da. Ein Mann wie Mussolini dominiert, er steht nicht in der Herde. Er hätte sonst gerade diesen Ausdruck nicht so gern gebraucht.

So war durch seinen Schöpfer das Schicksal des Fascismus im voraus bestimmt. Wir sehen es heute schon sich erfüllen: den Fascio hält nicht eine gewaltige innere Kohäsionskraft zusammen. Eine militärische Disziplin allein ist es, die ihm nach außen den Anschein der Geschlossenheit gibt. Der Fascio braucht Mussolini wie ein Söldnerheer den Condottiere, den „Duce". Ohne diesen Willen und die Autorität des starken Führers ist er nichts.

Mussolini hat das Ausmaß seiner Figur noch nicht voll erkennen lsasen. Seine Verehrer haben ihn wahllos mit allen Größen der Weltgeschichte verglichen, mit Cäsar, mit Cromwell, mit Napoleon. Ein Franzose sagte von ihm, man wisse noch nicht, ob er ein Genie oder ein Farceur sei. Das Wort ist hart. Ein Harlekin der Weltgeschichte ist Mussolini nicht. Er nimmt sich selber ernst, furchtbar ernst. Sein Leben war nicht das Leben eines angekränkelten Geistes. Man mag vor manchen schauspielerhaften Posen auf den Photographien ein Lächeln nicht unterdrücken

können. Man mag es sonderbar finden, daß dieser Mann, der ein struggle-for-lifer im wirklichsten Sinne gewesen war, sich jetzt vom ersten Schneider überelegant kleiden läßt. In der Julihitze erscheint er im Sitzungssaale des Montecitorio im enganliegenden Cut, mit sorgfältig geknüpfter Krawatte, stets mit Handschuhen zwischen den Fingern. Kein anderer im Saal tritt so auf. Giolitti, Salandra, alle anderen Abgeordneten sind im simplen hellfarbigen Sackanzug. Das Bild aus der Modezeitung paßt nicht zum werkhaften Zuschnitt seiner politischen Physiognomie. Dieser Hang zur Eleganz, der die Nonchalance fehlt, ist wie eine verschwommene Stelle in der festen Modellierung des Charakters. Er reimt sich auch nicht zu der nicht nonchalanten, sondern bohemehaften Art, in der der Ministerpräsident, den Kopf auf beide Ellenbogen stützend, sich auf den Regierungstisch hinlehnt. Man bedauert fast diesen Appell an die Schneiderkunst. Denn Mussolinis Kopf ist ein Charakterkopf von seltener Kraft des Ausdrucks. Wie ich schon früher sagte, es liegt mehr Wille darin als Vergeistigung, mehr Verstand als Seele. Die Züge sind stets von innen gespannt. Sie lösen sich nicht zum Lächeln. Sie bewahren ihre Straffheit auch in der Ironie, mit der Mussolini so augenfällig die Herren Deputierten und ihre Versammlung behandelt. Jede Geste sagt zu deutlich: Die Macht bin ich. Aber warum sitzt der „Duce“ des Fascismo überhaupt hier im Parlament und müht sich, ein Gesetz durchzubringen? Auch hier ist eine schwache Stelle, ein Widerspruch zwischen äußerer und innerer Haltung.

Mussolini ist ein geborener Kämpfer. Nichts beleuchtet ihn klarer als seine eigene Lebensbeschreibung, die er einmal im Gefängnis verfaßt hat. Hier ein Stück, das seine früheste Kindheit schildert:

„Ich bin am 29. Juli 1883 in Varano dei Costa, einer alten Häusergruppe auf einem kleinen Hügel im Dorfe Dovia, geboren, einem Weiler der Gemeinde Predappio. Ich bin geboren an einem Sonntag, um zwei Uhr nachmittags, am Patronatsfeste der Pfarrei delle Camminate, des alten Turmes, der vom letzten Ausläufer des Apennin die Ebene von Forli beherrscht. Die Sonne war seit acht Tagen in die Konstellation des Löwen eingetreten. Mein Vater hieß Alessandro. Er war niemals zur Schule gegangen. Als er kaum zehn Jahre alt war, wurde er als Schmiedelehrling ins benachbarte Dorf Dovadola geschickt. Von dort ging er nach Meldola, wo er zwischen 1875 und 1880 die Gedankenwelt der Internationalisten kennen lernte. Als er dann Meister geworden war, eröffnete er eine Werkstatt in Meldola. Dieser Ort, der damals wie heute den Spitznamen Picafa hatte, genoß keinen guten Ruf, die Leute dort waren Raufbolde. Mein Vater fand dort Arbeit vor und begann, die Ideen der Internationale zu verbreiten. Er gründete dort eine zahlreiche Ortsgruppe, die dann von einem Polizeisturm aufgelöst und verweht wurde.

Zwischen vier und fünf Jahren begann ich das ABC zu lernen und in kurzem konnte ich richtig lesen. Das Bild meines Großvaters verschwebt in der alten Zeit. Ich liebte dagegen sehr meine Großmutter. Von sechs bis neun Jahren ging ich zur Schule, zuerst bei

meiner Mutter, die Lehrerin war, dann bei Silvio Marani, dem damaligen ersten Lehrer von Predappio. Ich war ein unruhiger und streitbarer Straßenjunge. Mehrere Male kam ich mit einer von einem Steinwurf blutenden Kopfwunde nach Hause. Aber ich hatte gelernt, mich zu rächen. Ich war ein sehr kühner Felddieb. An den Ferientagen bewaffnete ich mich mit einer Schaufel und brachte mit meinem Bruder Arnaldo die Zeit damit hin, im Flusse zu arbeiten. Einmal stahl ich die Lockvögel aus einem Vogelherd. Vom Besitzer verfolgt, lief ich in tollem Laufe über einen Hügelrücken, durchwatete den Fluß an einer Furt, ließ aber die Beute nicht fahren. Auch hielt ich mich häufig in der Schmiede meines Vaters auf, der mich den Blasebalg ziehen ließ. Ausgesprochen war meine Liebe zu den Vögeln und besonders zur Eule. Auch erfüllte ich die religiösen Pflichten mit meiner Mutter, die gläubig war, und meiner Großmutter; aber ich konnte, besonders bei großen Feierlichkeiten, nicht lange in der Kirche bleiben. Das Rosalicht der brennenden Kerzen, der durchdringende Geruch des Weihrauchs, die Farben der Meßgewänder, der schleppende Singsang der Gläubigen und das Spiel der Orgel verwirrten mich tief."

Auf Wunsch der frommen Mutter kam der Junge in das Institut der Salesianer in Forli. Aber seine Ungezügeltheit trug ihm bald die Ausweisung ein. Er wurde dann zum Volksschullehrer ausgebildet. Seine erste Stellung erhielt er in Gualtieri Emilia. Er schreibt darüber:

„Das Dorf liegt ungefähr einen Kilometer vom Po-Flusse entfernt, vor dem es durch mächtige

Dämme geschützt wird, worauf die Landstraßen laufen. Ich kam an einem nebligen und traurigen Nachmittage dort an. Irgend jemand erwartete mich am Bahnhofe. Noch am selben Tage lernte ich die Mächtigen des Dorfes kennen — Sozialisten und Gemeinderäte — und nahm Pension zu vierzig Lire im Monat. Mein Lehrergehalt belief sich auf 56 Lire. Da gab's nichts zu lachen. Am andern Morgen machte ich mich ohne weiteres auf, Schule zu halten. Das Schulhaus war zwei Kilometer vom Dorfe entfernt. Ich hatte ungefähr vierzig recht gutartige Knaben. Ich gewann sie lieb. Der Stundenplan war ungeteilt, und ich konnte nach meinem Belieben über die Stunden des späten Nachmittags und Abends verfügen. Die ersten Tage waren eintönig, aber dann erweiterte sich der Kreis der Bekanntschaften und wurde intimer. Alle Sonntage wurde getanzt. Auch ich ging hin. Inzwischen vergingen die Monate... Die Ferien standen bevor.

Da faßte ich den Entschluß, nach der Schweiz zu gehen und dort mein Glück zu versuchen. Ich telegraphierte meiner Mutter, um Reisegeld zu bekommen, und meine Mutter schickte mir telegraphisch 45 Lire. Am 9. Juli abends kam ich in Chiasso an. In der Erwartung des Zuges nach der Innerschweiz kaufte ich mir den „Secolo" und war nicht wenig erstaunt und schmerzlich berührt, als ich in einer Korrespondenz die Nachricht von der Verhaftung meines Vaters fand. In Predappio und Orte hatten die sozialistischen und radikalen Wähler die Urnen zerschlagen, um den Sieg der Klerikalen zu hindern. Die Gerichtsbehörde hatte mehrere Haftbefehle erlassen und einer davon betraf

meinen Vater. Sollte ich umkehren oder weiterfahren? Ich entschied mich, die Reise fortzusetzen und am 10. Juli kam ich am Bahnhofe Yverdon an mit zwei Liren und zehn Centimes in der Tasche."

Diese Jugend ließ zweifellos tiefe Scharten zurück. Aber der frühe Kampf ums Dasein hat auch schon jene Sicherheit im Kampfe ausgebildet, die Mussolini später so nützlich wurde. Bereits bildet sich die Legende um Mussolini. Die Bewunderung der Anhänger sammelt jede Kleinigkeit aus seinem Leben, um schon im Knaben den prädestinierten großen Mann zu entdecken, den „uomo nuovo" geradezu. Beltramelli hat unter diesem Titel eine romanhafte Biographie von sechshundert Seiten herausgegeben.

---

# Die Schule der Diktatur.

In die Lehr- und Wanderjahre Mussolinis fielen die Schriften des Franzosen Georges Sorel, des Metaphysikers des Syndikalismus, wie ihn Jaurès genannt hat. Mussolini ging in jener Zeit im internationalen Sozialismus auf. Er trug seine impulsive Raufernatur und die revolutionäre Tradition hinein, die ihm die romagnolische Heimat vererbt hatte. In der Schweiz verspielte er so das Aufenthaltsrecht. Seine Agitation schien den eidgenössischen Behörden an den Anarchismus zu streifen. In Trient, wo er darauf mit Cesare Battista das irredentistisch-sozialistische Blatt herausgab, bereitete ihm Oesterreich das gleiche Schicksal. Sein Leben war ein täglicher Kampf ums Dasein, ein Ringen mit Kräften, die stärker waren als er, und das ununterbrochene persönlichste Erleben des Streites zwischen Ideen und äußerer Gewalt.

Sorel fand in Italien früher seine Gläubigen als in Frankreich. Die „Réflexions sur la violence" sind zuerst in einer italienischen Zeitschrift erschienen. Daß Sorel einer der Bildner seines Geistes war, hat Mussolini selbst in der Kammer bestätigt.

Sorels bohrende, nicht leicht zu erfassende, umschweifende Kritik hat für alle revolutionär Gesinnten einen großen Reiz gehabt. Sie war eine neue Begründung des Umsturzes. Er ist der Prophet der Gewalt-

tätigkeit im Dienste des Proletariats geworden. Den Boden des Sozialismus hat er nie verlassen, und der Theorie des Klassenkampfes ist er stets treu geblieben. Er erweiterte und vertiefte nur die neuen Methoden, die in der Praxis des Einzelstreiks bereits als „action directe" geübt wurden. Der Wesenszug seiner Gedankenarbeit ist der Hinweis auf die große Rolle, die die Gewalt noch in der modernen Zivilisation spielt. Die bürgerliche Gesellschaft schützt mit der Staatsmacht ihre kapitalistische Wirtschaft. Dem Proletariat bleibt dagegen nur die kollektive Gewalttätigkeit, die sich indessen keineswegs individuell auswirken soll. Der Gewalt zur Seite steht die Verschlagenheit, die im wirtschaftlichen Wettbewerb in Amerika sogar bewundert wird. Der Reformismus und alle Methoden der Demokratie sind nach Sorel unfähig, dem Proletariat zu helfen. Das vermag nur die revolutionäre Selbsthilfe. Man sieht hier die Kanäle, die von Sorel auch nach Moskau führen. An Stelle der Eroberung der politischen Macht durch den Stimmzettel setzt er also den Generalstreik mit rein revolutionärem Ziel. Im Generalstreik hat das Proletariat seine stärkste Waffe. Es muß also alle Anstrengungen darauf richten, diese Waffe zur höchsten Wirkungskraft zu vervollkommnen. Sorel erhofft noch viel mehr davon als den bloßen Sieg des Proletariats. Er schreibt: „Nicht allein kann die proletarische Gewaltsamkeit die künftige Revolution sicherstellen, sie scheint sogar das einzige Mittel zu sein, über das die vom Humanitarismus verblödeten europäischen Völker verfügen, um ihre Energie wiederzufinden."

Der andere Grundgedanke in Sorels System ist die Theorie des sozialen Mythus. „Die Männer, die an den großen sozialen Bewegungen teilnahmen, stellen sich ihre nächste Aktion unter der Form von Bildern der Schlachten vor, die den Triumph ihrer Sache sichern." Die Menschheit hat immer solche Mythen nötig gehabt, um auf die Massen zu wirken. Man braucht ein Ganzes von lebendigen Vorstellungen, in denen sich alles konzentriert, was mit einer bestimmten Aktion zusammenhängt. So lebt im Mythus des Generalstreiks die Idee der sozialen Revolution und der Befreiung des Proletariats vollkommen. Der Mythus wird das Mittel zum Handeln. Dabei kommt es allein auf das Ganze an, nicht auf Einzelheiten. Der Mythus verliert seine Kraft nicht, selbst wenn man sich im voraus eine falsche Vorstellung von der zu liefernden Schlacht macht.

Alle diese Gedanken kehren später im Fascismus wieder. Sie sind nur auf die andere Seite der Barrikade verpflanzt, sie kehren ihre Spitze gegen die soziale Revolution, sie dienen einer Reaktion. Sorel hat sich nicht umsonst auf Joseph de Maistre berufen. Forza wird Mussolinis erstes und letztes Wort. Der fascistische Mythus wird der „Marsch auf Rom", um so wirkungsvoller, als er von Garibaldis Vorbild her einen gewaltigen Stimmungsantrieb für das italienische Volk gewonnen hat. Wiederkehrt auch Sorels Idee von dem Wechsel in den dirigierenden Klassen. Der Fascismus will planmäßig Italien mit einer neuen regierenden Schicht beglücken.

Starke Anregungen scheinen auch aus den soziologischen Lehren von Vilfredo Pareto gekommen zu

sein. Pareto zeigte in seinen Untersuchungen die große Bedeutung, die in der Geschichte der Völker den „nicht logischen" Bewegungen zukommt. Nach ihm erfahren die Instinkte und Gefühle der großen Massen keine völlige Umwandlung. Wenigstens seien in der Geschichte keine Beweise für solche radikale Umstellungen zu finden. Auch solche Auffassungen konnten zuletzt nur in eine Anerkennung der reinen Kraftäußerungen münden, besonders stark in einem Temperamente, das selber in allen Fasern zur lebendigen Aktion getrieben wird.

Zunächst treibt Sorels Einfluß Mussolini in den Linksradikalismus der eigenen Partei hinein. Es ist die Zeit, in der im ganzen europäischen Sozialismus der Revisionismus die Führung gewonnen hat. Mussolini gründet in seiner engeren Heimat ein Blatt „Lotta di Classe", das den Klassenkampf in den Vordergrund rückt. In den folgenden schweren inneren Parteikämpfen gelangt der radikale Flügel wieder zur Leitung. Mussolini selbst erhält die Direktion des „Avanti". Zwei Jahre lang, bis November 1914, treibt er im Parteiorgan die heftigste Agitation für die Belebung der revolutionären Bewegung. In der Romagna unternimmt er sogar einen Versuch zur tatsächlichen Verwirklichung, der indessen mißlingt.

Sorels Lob der Gewaltsamkeit war in Mussolinis Kämpfertemperament auf willige Empfänglichkeit gestoßen. Fruchtbare Körner fielen auch aus der Gedankenwelt Nietzsches, die damals, in den romanischen Ländern etwas einseitig verstanden, sehr kultiviert wurde. Aber das alles war nur Er-

ziehung der natürlich vorhandenen Anlagen eines außergewöhnlichen Menschen. Man sagt, daß Sorel selbst den jungen Mussolini als einen Napoleon bezeichnet habe. Mehr und mehr entfaltet sich in ihm ein unbezähmbarer Trieb, die eigene Persönlichkeit auszuleben. Der reifende Mann ist so, wie er sich als Knaben geschildert hat, rauh, eigensinnig bis zur Starrköpfigkeit, unverträglich. Noch ist nicht zu erkennen, ob schon ein klarer Wille da ist, der sich durch das Parteigetriebe den eigenen Weg sucht. Auch dafür fehlen die Anregungen und die Beispiele aus Frankreich nicht. Der Sozialist Millerand ist um die Jahrhundertwende in die bürgerliche Regierung eingetreten und hat sich später von der Partei unabhängig gemacht. Briand, der erste Apostel des Generalstreiks in Frankreich, entwickelt sich zum Minister bürgerlicher Koalitionen. Bei einem Streik der Postbediensteten sagt er im Parlament, er werde in der Unterdrückung „bis zur Illegalität gehen". Damals hat man auch in Frankreich oft an die Devise der Bonapartisten erinnert: Sortir de la légalité pour rentrer dans le droit, die Gesetzlichkeit verlassen, um ins Recht zu gelangen.

Mussolini bleibt bis zum Kriegsausbruch Verteidiger der Massenrevolution. Er bekämpft das Ueberläufertum zum bürgerlichen Staat, das im Revisionismus liegt. Aber er hat auch erkennen lassen, daß seine innerste Gedankenentwicklung sich nicht immer mit dem öffentlichen Auftreten deckt. Das ist bei Politikern oft genug der Fall. Aber bei einem Agitator von anscheinend natürlich spontaner explosiver Kraft gewinnt das tieferen Sinn. Sicher ist,

daß dieses Temperament sich niemals mit der bloßen Gefolgschaft begnügen würde. Er drängte nach dem Führerplatz. Fand er im Sozialismus schon alle Plätze besetzt? Mussolini treibt mehr und mehr in gegensätzliche Tendenzen zur Gesamtpartei hinein. Sie kommen zum offenen Ausbruch über die Frage der Teilnahme Italiens am Krieg. Zuerst ist Mussolini noch vom sozialistischen Neutralitätsgedanken erfüllt. Er ist gegen jeden italienischen Eingriff. Seine Sympathien neigen allerdings nach der Seite der Entente. Langsam machen sich in seinen Artikeln im „Avanti" Wandlungen bemerkbar. Im Oktober tritt er aus dem „Avanti" aus, weil er die Parteileitung nicht zu seiner, allerdings noch vorsichtigen Schwenkung überreden kann. Am 15. November erscheint sein neues Blatt „Il Popolo d'Italia", das zum stärksten Kriegstreiber wird. Mussolini wird aus der Partei ausgestoßen. Das hindert ihn nicht, sich und sein Blatt als sozialistisch zu bezeichnen. Es hätte allerdings eine starke Beeinträchtigung der Agitation bedeutet, wenn man nicht die sozialistische Fahne beibehalten hätte.

Weder im Laufe des Kriegs noch nachher vermochte der „Popolo d'Italia" die Arbeitermassen auf seine Seite zu ziehen. Maßgebend für sie blieb die Losung der offiziellen Parteileitung. Mussolini hatte seine Stellung im Sozialismus verloren. Er schuf sich eine neue, in der er Alleinherrscher war.

# Die Geburt des Fascismus.

Der Fascismus hat einen Namen, der an sich nichts sagt über den Geist und die Ziele der Bewegung. Ein Fascio ist ein Verein, ein Bund, Fascisten sind Bündler, und Fascismus wäre etwa Bündlertum. Das Wappen des Liktorenbündels ist bei den Fascisten sehr beliebt. Aber in dem Sinne, daß Einigkeit stark macht, wird es in der ganzen Welt gerne als Abzeichen gewählt. In seinen Denkwürdigkeiten erinnert Giolitti daran, daß vor dreißig Jahren die sizilianischen Land- und Grubenarbeiter ihre Kampforganisationen schon Fasci nannten.

Mussolini hat dafür gesorgt, daß der Name einen sehr bestimmten Klang bekam. Die ersten Fasci aus dem Jahre 1914/15 hießen „Fasci d'azione rivoluzionaria". Sie hatten keinen andern Zweck, als Italien in den Krieg zu treiben. Mussolini gründete sie mit den wenigen Ueberläufern, die mit ihm die sozialistische Partei verließen. Revolutionär waren sie, weil ihre Agitation in der Tat gegen die Politik der Regierung und des Parlaments gerichtet war, die noch an der Neutralität festhielten. Je länger die Regierung bei ihrer Haltung blieb, desto höher schwoll die Woge der Bewegung. Mussolini stand nicht allein. D'Annunzio, der den antiösterreichischen Nationalismus schon seit Jahren glühen machte, warf sich mit

ganzer Kraft in die Strömung. Bedeutende Zeitungen schlossen sich an. Die Großindustrie ließ deutlich genug erkennen, daß auch sie für den Krieg war. Der radikale Liberalismus wurde durch seine Beziehungen zur französischen Freimaurerei mobil gemacht. Vor allem aber trat die kleine Partei der Republikaner mit lautester Entschlossenheit auf die Seite der Interventionisten. Die Agitation floß also aus den verschiedenartigsten Quellen zusammen. Ihre Formen wurden stets bedrohlicher. Sie tobte gegen die Monarchie, gegen die Regierung, gegen das Parlament, gegen die Pazifisten, gegen die Sozialisten, vor allem aber auch gegen die „Parecchisti", das heißt die von Giolitti geführte Gruppe, die hoffte, auf dem Wege der Verhandlungen „parecchio", einiges zu erlangen und so um die Teilnahme am Krieg herumzukommen. Giolittis Zaudern floß aus der Erkenntnis, daß der Krieg lange dauern würde und nur durch das Eingreifen Amerikas entschieden werden würde. Die Interventionisten glaubten an einen kurzen Krieg. Der Sozialist Bissolati meinte, ein italienischer Angriff würde sehr rasch zur Niederlage der Mittelmächte führen. Darum sei es auch eine Pflicht Italiens, den Krieg rasch zu beendigen.

Mit seinen Fasci — er wählte darum diesen abstrakten Titel ohne engeren Parteicharakter — glaubte Mussolini auch die andern Bevölkerungsschichten gewinnen zu können. Er selbst bezeichnete sich noch immer als Sozialist. Aber er gehörte nicht mehr zur Partei. Er schob auch die kriegerische Intervention Italiens so sehr in den Vordergrund, daß alles andere zurücktrat. Mit dem Interventionismus

näherte sich der Fascismus also bereits den Kreisen, aus denen er später die Masse seiner Anhänger gewann. Die Kriegspolitik trieb ihn aber auch, gerade aus den Bedürfnissen einer wirkungsvollen Propaganda heraus, in immer tieferen Gegensatz zu den Sozialisten. Deren Internationalismus und Pazifismus blieb das stärkste Hindernis. Dem Staate drohte also eine doppelte Revolution, von den Massen der Arbeiter her, wenn er in den Krieg eingriff, von den Interventionisten, wenn er neutral blieb. Für die Regierung Salandra-Sonnino war schließlich der Druck der Entente entscheidend. Ob die Interventionisten bis zum organisierten offenen Aufstand mit Ergreifung der Staatsgewalt geschritten wären, ist schwer zu beantworten. Jedenfalls haben die Sozialisten den Dingen ihren Gang gelassen, die bürgerlichen Neutralisten erkannten die vollzogene Tatsache des Krieges an, Giolitti zog sich ins Schweigen zurück. Die Revolution der Interventionisten siegte ohne Umwälzung, da sich der von ihnen entfesselten Volksbewegung schließlich auch das Parlament fügte und dem Kabinett Salandra unbeschränkte Vollmachten erteilte. Die These vom revolutionären Charakter der Agitation für den Krieg hat übrigens später der Ministerpräsident Orlando in der Kammer anerkannt. Er rief den Sozialisten zu: „Wir sind die Revolutionäre, weil der Krieg wirklich revolutionär ist, und Sie sind die Konservativen."

Der Interventionismus war eine Revolution, aber eine verfehlte Revolution. In seinem interessanten Buche „Due rivoluzioni mancate" analysiert Alberto Cappa sehr fein die historisch-sozialen Kräfte, die in

dem Streit um die Intervention und im Nachkrieg zum Ausdruck kamen. Das Buch ist vor dem „Marsch auf Rom" geschrieben. Wenn man den Putsch, der die Fascisten zu Herren der Staatsgewalt machte, als Revolution ansieht, dann ist seine Auffassung nicht ganz richtig. Denn die Hauptmacht des Interventionismus von 1914/15 lebte in Mussolinis Fascismus weiter. Aber die unmittelbare Revolution der Interventionisten ist gescheitert. Sie lief sich tot an der Nachgiebigkeit der Monarchie und der Regierung. Die Dynastie Savoyen hatte hier wieder jene Geschmeidigkeit an den Tag gelegt, mit der sie im Risorgimento unter Cavours Führung den Republikanismus Mazzinis und Garibaldis zu besänftigen verstanden hatte. Die Schichten, in denen die mazzinianische und garibaldianische Tradition weiterlebte, das Kleinbürgertum und der Mittelstand haben übrigens die stärksten Kontingente zum Interventionismus gestellt.

Mit der Kriegserklärung an Oesterreich betrachtete Mussolini seine Aufgabe nicht als beendet. Er stellte sich bald auf den Standpunkt der Entente, daß der Weltkrieg vor allem den Militarismus und wirtschaftlichen Imperialismus Deutschlands niederwerfen müsse. Auch bei dieser Propaganda fehlte es ihm nicht an Mitkämpfern. Denn die Regierung Salandra-Sonnino hielt an ihrer Vorsicht fest und vermied es, zunächst den Krieg an Deutschland zu erklären. Mussolini selbst war klug genug, die Schwierigkeiten zu erkennen, welche die Regierung bestimmten, nur eine guerra nostra zu führen, das heißt sich auf die Erreichung der unmittelbaren italienischen Kriegsziele zu beschränken. Aber er war auch zur Logik

der eigenen Taktik gedrängt. Die militärischen Mißerfolge, die Niederlage von Karfreit, trieben ihn immer tiefer in die Agitation gegen Deutschland. Das ist für seine spätere Politik sehr wichtig geworden. Nicht daß er unfähig gewesen wäre, eine politische Schwenkung zu vollziehen. Er hat taktische Notwendigkeiten stets rasch auf sich genommen. Aber hier lag eine Grundeinstellung vor, die von der Stellung seiner Gegner bedingt war. Die Neutralisten, die ihm nach dem Krieg wieder als Vertreter einer vernünftigen Friedenspolitik gegenüber standen, waren gerade die Befürworter einer Schonung Deutschlands. Sie erblickten darin die Bedingungen für die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts in Europa, das politisch und wirtschaftlich ein Lebensinteresse Italiens darstellt. In dieser Richtung hat Mussolini den italienischen Nationalismus zu den äußersten Konsequenzen getrieben. Er forderte unerbittlich die Brennergrenze, wohl wissend, daß in Südtirol sich eine neue Wunde auftun würde, von der das Verhältnis Italiens zum Deutschtum nie ganz genesen könnte. Mussolini, der internationalistische Sozialist der Vorkriegszeit, war im Kriege und durch den Krieg zum militaristisch denkenden Realpolitiker geworden, der die Imponderabilien nicht mehr empfindet. Noch tastet er sich nicht mit absoluter Sicherheit durch die Wirrungen des Nachkrieges. Es gab eine Zeit, in der sein Wille nicht dominierte, sondern seine Richtung durch die Gegner und Konkurrenten bestimmt wurde. Aber damit wird er nur tiefer in seinen eigenen Chauvinismus versenkt und nur fester an seine Gefolgschaft gefesselt.

## Der Weg zur Kraftprobe.

Die fasci d'azione rivoluzionaria hatten sich mit Kriegsende überlebt. Zu sehr großer Ausbreitung waren sie nicht gelangt. Mussolini selbst war im Herbst 1915 mit seiner Jahresklasse eingezogen worden und kehrte im Sommer 1917 verwundet von der Front zurück. Die Verwundung rührte von einer Explosion in der eigenen Batterie her. Seine stärkste Propaganda entfaltete Mussolini im „Popolo d'Italia". Gegen Kriegsende nahm er dem Blatt den Untertitel eines sozialistischen Organs. Es sollte nunmehr der Wortführer der Krieger und der produktiven Stände werden. Damit hat Mussolini äußerlich die Neuorientierung markiert, die durch den Bruch mit dem Sozialismus eingeleitet worden war. Es hatte jetzt auch keinen Sinn mehr, die Bünde als revolutionär zu bezeichnen. Im Frühjahr 1919 wurden sie als „fasci di combattimento" neu organisiert. Sie gewannen dabei etwas vom Charakter der Sturmtrupps an der Front. Ueberhaupt suchte Mussolini die Waffenbrüderschaft des Schützengrabens, in der sich Elemente aus allen Schichten der Gesellschaft zusammengefunden hatten, für seine Bündlerei auszunützen. Die Kriegervereine und deren Nationalverband gewann er freilich nicht. Sonst hielt er sehr darauf, keine Verschmelzung mit ähnlichen Organi-

sationen einzugehen, weder mit der nationalsozialistischen „Unione" noch mit den Verbänden der Nationalisten oder den „Arditi" d'Annunzios. Hatte Mussolini bereits die absolute Gewißheit, daß er sich nirgends voll entwickeln würde, wo er nicht allein herrschte? Seine Unverträglichkeit gab er gerne als Grund seiner absichtlichen Isolierung an. Aber in seinem ganzen Wirken schlummert zweifellos der Gedanke, sich ein Machtwerkzeug zu schaffen, das er mit niemandem zu teilen brauchte.

Im Laufe des Jahres 1919 fristete der Fascismus etwas mühsam sein Leben. Die große Enttäuschung und Ermüdung, die nach dem Kriege über das Land gekommen waren, lasteten auf seinen Werbungen. Am 23. März hielten die fasci in Mailand ihre erste Versammlung ab. Sie erließen drei Erklärungen. Die erste betraf die Fürsorge für die Kriegsinvaliden, die zweite wandte sich gegen „den Imperialismus der anderen Nationen auf Kosten Italiens und den eventuellen italienischen Imperialismus auf Kosten der übrigen Nationen." Sie billigte „die erhabene Forderung des Völkerbundes, der die Entfaltung jedes Volkes voraussetze". Diese Entfaltung Italiens sollte sich „auf den Alpen und an der Adria durch die Annexion von Fiume und Dalmatien verwirklichen". Die dritte Erklärung galt für die kommenden Neuwahlen. Die Fascisten verpflichteten sich darin, die Kandidaturen der Neutralisten aus allen Parteien zu sabotieren.

Die Wahlen vom November 1919, die ersten nach dem Kriege, brachten dem Fascismus nicht den geringsten Erfolg. Die Sieger waren die Sozialisten.

Sie eroberten mehr als ein Drittel aller Abgeordnetensitze. Die allgemeine Unzufriedenheit trug ihnen die Stimmen zu. Darin lag auch eine nachträgliche Zustimmung zu ihrer Neutralitätspolitik im Kriege. Mussolini fand in Mailand nur viertausend Wähler. Für seine von Jugend auf an Schwierigkeiten und Hindernissen gestählte Ausdauer bedeutete das keine Entmutigung. Auch im Kriege, nach der Niederlage von Karfreit, die im ersten Augenblick von großen Massen wie eine Rechtfertigung der Neutralisten empfunden worden war, hatte er schon die nicht zu erschütternde Zähigkeit seiner Nerven bewiesen. Die Kraft seines Willens war nicht zu beugen. Die Wahlen brachten jedoch eine zweite Ueberraschung, die neue Macht der Popolari, die mit rund hundert Abgeordneten in Montecitorio einzogen. Das Schicksal des Landes schien nun in die Hände der Sozialisten und Popolari gegeben zu sein, also der großen Massenparteien, denen die Proportionalwahl den großen Erfolg gesichert hatte. Jedenfalls hielten die Popolari das Zünglein an der Wage. Der Fascismus dagegen war durch die Wahlen als eine Bewegung von geringer Kraft und Tiefe bloßgestellt worden. Denn hinter dem ungeheuren propagandistischen Aufwand war nur ein schwacher Bestand von wirklichem Anhange zum Vorschein gekommen.

So lebte der Fascismus mehr von der Heftigkeit und Maßlosigkeit seiner Agitation als von eigentlichem politischen Gehalt. Er war, wie Mussolini später sagte, eine Bewegung und keine Partei. Und diese Bewegung war weit mehr Reaktion als Aktion, trotz der ungeheuren Propellerwirbel ihres Führers.

Es war eine Reaktion, die langsam anschwoll, in dem Maße, als die Aktion der Gegner sie auslöste. Sie nährte ihren Chauvinismus am „rinunciarismo", an der Friedenspolitik, die auf die imperialistischen Kriegsziele an der Adria verzichtete, die den Hauptwert auf den Wiederaufbau Europas im Sinne Nittis legte. In der Frage der Angliederung von Fiume ließen die Fascisten allerdings den Vortritt d'Annunzio und seinem Anhange. Die Reaktion des Fascismus sog die Stimmungsatmosphäre aber vor allem aus der bolschewistischen Propaganda des sozialistischen Maximalismus. Modigliani hatte vollkommen recht, als er später den Arbeitern anderer Länder, die im Kampfe mit der rechtsradikalen Gegenbewegung stehen, zurief: Lernt von Italien!

Im Mai 1920 stellten die Fascisten auf einer gemeinsamen Tagung folgende Richtlinien auf: Verherrlichung des nationalen Krieges, Auswertung des Sieges, Widerstand und Kampf gegen die theoretische und praktische Entartung des politischen Sozialismus.

Damit war der Sozialismus als der Hauptfeind bezeichnet. Zwei Ereignisse trieben die Entwicklung vorwärts, die maximalistische Besetzung der Fabriken im September 1920 und die Gemeindewahlen vom November, die den Sozialisten die Herrschaft über eine große Anzahl von Gemeindeverwaltungen einbrachten. Die Besetzung der Fabriken, ausgehend von einem Streik der Metallarbeiter und in der Hauptsache auf diese Industrie beschränkt bleibend, war der systematische Versuch einer linksradikalen Revolution. Die sozialistische Parteileitung hat dabei keine ganz klare Rolle gespielt. Das Unternehmen

verriet von der ersten Stunde an den hippokratischen Zug im Gesicht. Aber die Inszenierung mit Waffen und roten Fahnen ließ die Motive der Bewegung wohl erkennen. Die Fasci Mussolinis griffen kaum ein. Der Ministerpräsident Giolitti konnte seine machiavellistische Taktik ungestört verfolgen. Ohne zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Staatsgewalt einzusetzen, erreichte er doch seinen Zweck: der revolutionäre Putsch — mehr war es eigentlich nicht — brach in sich zusammen. Das technische Personal der Fabriken tat nicht mit, Rohmaterial war nicht zu beschaffen. Den Rückzug der Arbeiter deckte das Versprechen Giolittis, im Parlament ein Gesetz über die Schaffung von Betriebsräten einzubringen.

Bei dieser Ueberdiplomatie übersah Giolitti allerdings die ungeheure Einbuße, die der Staatsautorität zugefügt wurde. Das war Wasser, das den Mühlen des Fascismus zufloß. Mussolini selbst und seine Scharen, die damals noch wenig zahlreich waren, bewahrten während der Besetzung der Fabriken Zurückhaltung. Es hat den Anschein, als ob er sich selbst über den Ausgang des Experiments nicht ganz klar gewesen wäre und darum schwankte, ob er direkt dagegen auftreten solle. Noch hoffte er auf die Arbeitermassen, um seine mageren Fasci mit Mitgliedern zu füllen. Darum vertrat er in seiner Publizistik auch noch eine Reihe von Arbeiterforderungen. Bei der Fabrikbesetzung soll er zum Gewerkschaftsführer der Metallarbeiter gesagt haben, es sei gleich, ob die Arbeiter oder die Fabrikanten die Betriebe leiten.

Die aktive Rolle begann nach den Gemeindewahlen. Der erste Kampf scheint noch mehr einem Zufall als einem wohlüberlegten Plan entsprungen zu sein. Bei der Einführung des neuen sozialistischen Gemeinderats in Bologna entstand eine Schlacht zwischen den Sozialisten und Fascisten, die acht Tote und zweiundzwanzig Verwundete als Opfer forderte. Dieser blutige Tag von Bologna wurde das weithin leuchtende Signal zur Eröffnung eines planmäßigen Feldzuges gegen die Sozialisten, der allerdings noch der Vorbereitung bedurfte und erst Anfang 1921 mit voller Kraft geführt wurde. Es war ein Bürgerkrieg. Er zog sich bis in den Sommer hin. Die Fasci mit ihrer militärischen Organisation waren die Stärkeren. Sie fochten allerdings nach der napoleonischen Strategie, die den im ganzen zahlenmäßig überlegenen Gegner einzeln schlägt. Ihre Kampfesweise glich auch dem Guerillakrieg, der den Sozialisten die Selbstverteidigung sehr erschwert hätte, selbst wenn sie in geschlossener Einheit dagegen aufgetreten wären. Die Angriffe der fascistischen „Strafexpeditionen" erfolgten stets überraschend und vereinzelt. Man zerstörte Sitze der sozialistischen Kraft und Organisation, die Zeitungsredaktionen, Vereinslokale, Arbeiterkammern, Konsumgenossenschaften, Gewerkschaftshäuser. Es gab Brandstiftungen, Verwüstungen, Tote und Verwundete. Der örtliche Erfolg dieser Gewalttaten war die Vernichtung der Gegner. Aber darüber hinaus — und das war ebenso wichtig — verbreitete diese Kriegführung der fascistischen Stoßtrupps eine Atmosphäre des Terrors über das ganze Land. Breite Schichten des Bürgertums, die Unter-

nehmerkreise namentlich, sahen der „Vernichtung des Bolschewismus“ mit offenem Beifall oder mit heimlicher Sympathie zu. Es schien so, als ob der kommunistische Wahnsinn nur mit Gewalt auszutreiben sei. Aber das wirkliche Ergebnis war nur ein weiteres Sinken der Staatsautorität. Es gab keinen Schutz mehr für die Legalität. Es blieb einer neutralen Instanz vorbehalten, dem Kammerpräsidenten de Nicola, den patto di pacificazione vom August 1921 zustande zu bringen, in dem Fascisten und Sozialisten Frieden schlossen. Es war freilich nur ein Waffenstillstand, der sich weder überall durchsetzte noch lange andauerte. Der Fascismus hatte die Vorteile begriffen, die er aus diesem Kampfe gegen den Bolschewismus ziehen konnte. Der Umschwung zeigte sich auch in seinem Programm. Bis dahin hatte Mussolini mit der Revolution im Sinne der Arbeiter noch nicht radikal gebrochen. Jetzt ging er offen zur „Gegenrevolution“ über. Es war freilich eine Gegenrevolution gegen eine rivoluzione mancata, wie Cappa sagt, aber die Kraft war erprobt.

---

# Der Geist der Gewalttätigkeit.

Der Fascismus ist ein Nebenprodukt des Krieges. Ich weiß nicht, wer das gesagt hat. Die Bemerkung trifft so sehr ins Herz des Problems, daß sie sich jedem aufdrängt. Sie gilt in doppeltem Sinne. Der Fascismus hat sich nur entwickeln können in den vom Kriege hinterlassenen Zuständen. Er ist in seiner Eigenart aber auch ein direkter Niederschlag aus der Kriegsatmosphäre, in der die Rechtsbegriffe vor der Verehrung der Kraft und des Krafterfolges schwinden. Der Fascio ist ein hinter die Front verpflanzter Sturmtrupp. Er bringt die nur auf Kampf eingestellte Geistesverfassung mit. Er eint Menschen aus den verschiedensten Stockwerken der Gesellschaft zu einer Gemeinschaft für eine bestimmte Aktion. Die Individualitäten treten zurück vor der Notwendigkeit der Tat. „In den Fascismus treten die heterogensten Elemente ein," schreibt der Sozialist Zibordi in seiner wertvollen sachlichen Studie, „da ist der berufsmäßige Vertreter der Gewalt, des Dolches und des Knüppels, und der idealistische Junge, der überzeugt ist, daß er das Vaterland vor dem Ruin rettet; da ist der „Tapfere" aus den sozialen Niederungen und der romantische Jüngling, der einem edlen Glauben sich hingibt. Alle Reste und Ausströmungen des Krieges in dem, was an ihm am wenigsten schön ist, mischen sich mit

den Rückständen und Produkten von aufrichtiger Exaltation, von Heldentum und Opfermut." Hauptsächlich aber sind die Anhänger aus dem Mittelstand und Kleinbürgertum gekommen. Der philofascistische Prezzolini sagt: „Die am höchsten begeisterten Anhänger des Fascismus fanden sich und finden sich unter jener dem Sport ergebenen Jugend, die mehr an den Turnsaal, an den Fußballplatz und an die Motorradrennen gewöhnt ist als an den Besuch der Bibliotheken." Dazu kamen viele, die dem Kriegshandwerk entstammten, frühere Offiziere und Unteroffiziere, die sich nach der Demobilmachung einen Weg ins bürgerliche Leben suchten. Diese Buntheit in der Zusammensetzung der fascistischen Scharen war am Anfang von geringem Einfluß auf die innere Einigkeit. Alle glühten noch von den Erlebnissen des Krieges und von Leidenschaft für den Kampf mit einem Gegner, dem man vorwarf, daß er die Früchte des Sieges sabotiere. Aber später wurde diese Zusammenwürfelung zur großen Schwäche, die der Fascismus niemals überwand.

Die Führer des Fascismus empfanden von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, das System der Gewalttätigkeiten zu entschuldigen. Zerboglio sagt: „... wenn es Flammen von Bränden, Verwundete, Tote, Ruhestörungen gab, so hat es sich stets um Erscheinungen von ziemlich lokalisiertem und umgrenztem Herd gehandelt, und diese Brände gestatteten der Nation zu leben, indem sie sich rasch von den nacheinander erlebten Erschütterungen erholte. Und dem „wilden Fascismus" kommt das Verdienst zu, mit Mitteln, die gewiß nicht evangelisch und in mehr als in einem

Falle nicht einmal unerläßlich waren, eine völlige Revolution unterdrückt zu haben, die vielleicht nicht auf Italien beschränkt geblieben wäre."

In diesen Sätzen liegt weit mehr Eingeständnis als Entschuldigung. Und nicht besser klingen die Rechtfertigungen, die Pietro Gorgolini, wie Zerboglio auch ein Ueberläufer aus dem Sozialismus, versucht. In seinem Buch zum Lobe des Fascismus: „Il Fascismo nella Vita Italiana" schreibt er: „Wir behaupten, daß die fascistische Gewalttätigkeit an und für sich nicht existiert und niemals existiert hat. Es gibt keine katalogisierten und katalogisierbaren moralischen oder unmoralischen Handlungen; es gibt keine moralischen oder unmoralischen Handlungen, da die Moralität in uns ist, im Willen, der uns bewegt, in unserem tiefen Bewußtsein. Und wenn Töten unmoralisch ist, dann kann Nichttöten ebenso, wenn nicht unmoralischer sein."

Mussolini selbst sagt: „Die Gewalttätigkeit ist nicht unmoralisch, sie ist manchmal moralisch. Wir bestreiten allen unseren Feinden das Recht, sich über unsere Gewalttätigkeiten zu beklagen, weil sie ein Kinderspiel sind im Vergleich mit jenen, die in den Unglücksjahren 1919 und 1920 oder von den Bolschewiken in Rußland begangen wurden, wo zwei Millionen Menschen getötet wurden und weitere zwei Millionen im Kerker schmachten. Auf der anderen Seite ist die Gewalttätigkeit lösend, weil sie Ende Juli und August (1922 nach dem Generalstreik) in achtundvierzig Stunden systematischer und kriegerischer Gewalttätigkeit das erreicht hat, was wir in achtundvierzig Jahren des Predigens und der

Propaganda nicht erreicht haben." Mussolini unterscheidet zwischen der moralischen und der „stupiden" Gewalttätigkeit. Freilich ist die letztere nur verwerflich wegen ihrer praktischen Unwirksamkeit. Bei anderen Gelegenheiten erklärte Mussolini: „Die Gewalttätigkeit ist für uns keine Laune und kein überlegter Vorsatz. Sie ist für uns keine Kunst um der Kunst willen. Sie ist eine chirurgische Notwendigkeit." Und er warnt wiederum vor der provokatorischen Gewaltaktion.

Diese mühsamen Sophismen beweisen nur, daß ihre Urheber das Widerrechtliche und Unmoralische der Gewalttätigkeit schwer empfinden. Gorgolini geht noch weiter. Der Fascismus, sagt er, habe niemals im Sozialismus den Gedanken zerstören wollen, sondern nur das, was darin nicht gedanklich ist, den brutalen, geschwollenen und darum korrumpierten Egoismus. Auch das kann nur jemand sagen, der sich schuldig fühlt. Die Heilungen, die nach dieser Darstellung der Fascismus am Sozialismus versucht hat, waren Radikalkuren, bei denen es dem Patienten ans Leben ging.

Die Gewalttätigkeit des Fascismus war in ein System gebracht worden. Die Ausbrüche individueller Leidenschaftlichkeit werden überall im Lichte mildernder Umstände betrachtet. Gerade in Italien hat man sehr viel Verständnis für die Heftigkeiten der teste calde, der Hitzköpfe. Die planmäßige Vorbereitung des Gewaltakts verstärkt dessen Brutalität. Zu dieser Vorbereitung gehört vor allem der Ausbau des Fascio nach militärischem Vorbilde. Die Anlehnung an das altrömische Heerwesen hatte schon

d'Annunzio für seine „Arditi" gesucht. Die Fascisten führten ihre Organisation aber mit viel größerer Energie, in viel größerem Maßstabe durch. Für die sogenannten Strafexpeditionen wurden Stoßtrupps gebildet, die auf ersten Anruf mobilisiert werden konnten. Trotz der ewigen Mahnungen Mussolinis zur Disziplin fehlte es daran fast überall. Nach und nach waren die bewaffneten Scharen des Fascio zu einer freiwilligen Miliz geworden, die freilich nicht in der Hand des Staates war. Im Gegenteil — und auch das gehört in das System der Gewalttätigkeit —, der Fascio untergrub mit seinen ungesetzlichen Aktionen die Staatsautorität aufs tiefste. Die Regierung trat kaum gegen diese Ausschreitungen auf. Die schwersten Vergehen gegen die persönliche Freiheit, die Eingriffe in die verfassungsmäßigen Staatsbürgerrechte, die Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung und gegen das Eigentum blieben ungesühnt. Das Treiben des Fascio war zu einem Terror geworden, der um so stärker wirkte, je weniger die Gegner Widerstand zeigten oder ihre Niederlagen ohne Gegenwehr hinnahmen.

Der physische Zwang gegen Personen nahm vielleicht oft Formen an, die an die derben Farcen des Mittelalters erinnerten. Aber das ändert nichts an der rechtlichen und moralischen Vergewaltigung, die darin lag. Heute, wo wir die Gewissensfreiheit als das Höchste betrachten, was der Staat dem Staatsbürger zu sichern hat, wo im Volke das Gefühl für die Freiheit der politischen Anschauung entwickelt ist, da wirkt auch ein unblutiger Zwang schon wie eine Folterung. Die Fascisten liebten es besonders,

solchen Zwang gegen Einzelpersonen oder führende Gruppen anzuwenden. Und immer trugen diese Vergewaltigungen auch das Odium eines Ueberfalls auf Wehrlose.

Nach und nach griff der Fascio auch in die Staatsgewalt selbst ein. Er kehrte sich an kein besonderes Verbot, da er sich bewußt auf den Boden der Ungesetzlichkeit gestellt hatte. Sein Terror richtete sich gegen den Staat selbst. Er maßte sich an, überall da, wo ihm die Wirksamkeit oder die Politik der Regierung nicht paßte, mit seinen Stoßtrupps einzugreifen. Er forderte Entlassung von Beamten. Er bediente sich der Eisenbahnen. Er gebärdete sich als Staat im Staate. Der typischste Gewaltakt dieser Art war der Einbruch in Bozen, der die Unterdrückung der deutschen Verwaltung und Schulen zum Ziele hatte. Die Regierung befolgte damals in Südtirol noch eine Politik der Schonung gegenüber dem Deutschtum. Sie war noch bereit, ihre Versprechungen zu halten, die sie bei der Angliederung gegeben hatte. Die Nationalisten hatten von Anfang an eine gewaltsame Italianisierung gefordert. Der Fascio nahm diese Forderung auf und führte seine Expedition gegen Bozen aus, die leider vollen Erfolg hatte. Von da an datiert die beschleunigte Unterdrückung der deutschen Sprache, die der Fascio mit der letzten Rücksichtslosigkeit durchführte, als er die Staatsmacht selber in Händen hatte.

Die Rechtfertigung eines solchen Systems mit den sogenannten idealen Zwecken ist, wie schon gesagt wurde, nur eine sophistische Verwirrung der einfachsten Rechtsempfindungen. Die Gewalttätigkeit

hatte oft genug nichts mit diesen idealen Zwecken zu tun. Daß sich bei Revolten immer Elemente einmischen, von denen man nicht weiß, wo der Fanatismus aufhört und der Verbrecherinstinkt beginnt, ist selbstverständlich. Aber die Urheber dieser Veranstaltungen tragen darum doppelte Verantwortung. Man hat nicht gehört, daß die Fascisten sich große Mühe gaben, sich von solchen Elementen rein zu halten.

Zu den allgemein politischen Motiven, die zur gewaltsamen Vernichtung der sozialistischen Organisationen führten, gesellten sich die wirtschaftlichen Interessen. Der Fascio sammelte seine Anhänger hauptsächlich in jenen Klassen, die sich von den Arbeitern bedroht fühlten. Das waren nicht überall die gleichen Klassen. Sie wechselten nach der wirtschaftlichen Struktur einer Provinz. Da, wo die sozialistischen Konsumvereine am stärksten entwickelt waren, wurde der Fascio kleinbürgerlich, um den kleinen Gewerbetreibenden anzuziehen. Er wurde agrarisch auf dem Lande, aber während er im Gebiete von Ferrara — wie Zibordi ausführt — arbeiterfreundlich auftrat, wurde er im Lomellina Feind jeder Organisation, die die Interessen der Arbeiter vertrat. Er drückte die Löhne und verlängerte die Arbeitszeit. Großbürgerlich wurde er in den Standorten der Großindustrie.

Der Fascismus war, wie Mussolini sagte, eine Bewegung. Die Versuche, ihm ein Programm zu geben, waren nur zur Aufstellung von Richtlinien gediehen. In diesem Aufflammen von Gewaltsamkeit war es selbst Mussolini unmöglich, ganz einheitliche Ordnung

und Disziplin durchzuführen. Die örtlichen Führer betrachteten sich als eine Art Statthalter mit unbeschränkter Gewalt und Eingriffsbefugnis. Wie sollte es bei der systematischen Unterwühlung alles Rechtsgefühls anders sein? Disziplin ist nur möglich, wo sie sich auf Achtung vor dem Recht aufbaut. Der Geist der Gewaltsamkeit war, um mit Georges Sorel zu reden, im Mythus des Fascismus enthalten. Er saß so tief, daß Mussolini heute, wo der Fascio längst über die Staatsmacht verfügt und seine Ziele fast ungehemmt verfolgen kann, noch immer damit zu kämpfen hat.

---

# Von den Fasci zur Partei.

Mussolini hatte schon früh empfunden, daß er mit der reinen Gefühlsmäßigkeit seiner Bewegung nicht immer auskommen würde. Sein Kampf gegen den Bolschewismus hatte ihr viele Sympathien zugetragen. Aber was war mit Sympathien anzufangen, solange sie nicht mehr bedeuteten als der Beifall der Zuschauer im Theater? Sie konnten eine Ermutigung sein, sie waren kein wirklicher Machtzuwachs. Der Bürgerkrieg hatte Mussolini die günstigsten Umstände für die Ausbildung und Verstärkung seines fascistischen Heeres geboten. Die Soldaten strömten ihm zu. Allerdings ist bei der Ausbreitung der Bewegung sehr zu beachten, daß sie keineswegs eine spontane Erscheinung war. Die Gründung der neuen Fasci war nur in der geringeren Zahl der örtlichen Initiative entsprungen. Die Anregung kam meistens von der Zentrale, und die Ortsverbände zählten oft nur wenige Mitglieder.

Im Dezember 1920 fand in Mailand eine Landesversammlung statt, auf der 190 lokale Fasci vertreten waren. Die große Mehrzahl kam aus Oberitalien, das bis dahin der eigentliche Herd der Bewegung geblieben war. Wir stark die Werbekraft des antibolschewistischen Schlachtrufes gewirkt hat, ergibt sich aus dem Anschwellen der Bewegung im letzten

Vierteljahr 1920, also nach der Fabrikbesetzung und dem blutigen Zwischenfall von Bologna. Im Dezember betrug die Zahl der Ortsgruppen bereits 800. Ueber die Gesamtzahl der Mitglieder hat die fascistische Leitung damals keine bestimmten Angaben gemacht. Viele Gruppen waren kaum über den geringen Bestand der Gründer hinausgekommen. Eine Massenbewegung konnte der Fascismus sich also nicht nennen. Die Massen, die mit der Wahlurne gemessen werden, blieben noch immer bei den Sozialisten und den überraschend entstandenen Popolari. Das hat sich bis heute noch nicht wesentlich geändert, trotz des späteren Wachstums des Fascismus. Denn die Zerstörung der Arbeiterorganisationen war nirgends vollkommen gelungen. Das Ueberläufertum hatte die Reihen des Sozialismus nur gelichtet, nicht aufgelöst. Der moralische und physische Terror, den die Fascisten ausübten, hatte im Gegenteil den Erfolg, den solche Gewissensbedrückung immer hat: er festigt in den Treugebliebenen die Gesinnung.

Im Frühjahr 1921 löste Giolitti die Kammer auf. Die Neuwahlen fanden am 15. Mai statt. Die Fascisten konnten nicht wagen, als geschlossene Partei aufzutreten. Abgesehen von Mailand und einigen anderen Städten waren keine Wählermengen vorhanden, die eigenen Kandidaturen Aussicht auf Erfolg bieten konnten. Die Anhänger des Fascismus waren in kleinen Flocken verstreut. Reine Zählkandidaturen hätten nur beschämende Ziffern offenbart. Diese Bloßstellung mußte vermieden werden. So wurden die fascistischen Stimmen in den nationalen Block eingegossen, in dem sie nicht unterschieden werden

konnten. Mussolini schloß mit den rechtsstehenden Bürgerlichen Wahlbündnisse gegen die Sozialisten. Mit diesem glücklichen Griff konnte er auch die bürgerlichen Sympathien ausnützen, die sich offen niemals für die fascistischen Kandidaten ausgewirkt hätten, oder nur da, wo der maximalistische Sozialismus zuvor seine Macht mißbraucht hatte. Noch war der Fascio nicht salonfähig geworden. Man liebte ihn als Handlanger, aber man lud den ungebärdigen Gesellen nicht ein. Es fehlte ihm vor allem noch der Rang einer politischen Partei, die ihre Ziele genau umschrieben und sich im öffentlichen Leben einen wirklichen Rang erworben hatte. Der Fascio war noch immer mehr gefürchtet als geachtet.

Die Wahlen brachten dem Block einen Erfolg, keinen entscheidenden Sieg. Giolitti hatte sich geirrt, als er die Kammer auflöste in der Hoffnung, eine neue Mehrheit zurückkommen zu sehen. Die Sozialisten verloren zwanzig Sitze, blieben also noch immer die stärkste Fraktion der Kammer. Die übrigen Parteien kehrten ungefähr in der alten Stärke wieder. Der nationale Block hatte 35 fascistischen Deputierten zu einem Mandat verholfen. Abgegeben waren rund sieben Millionen Stimmen. Davon hatte der nationale Block 2 246 723 erlangt, also nicht einmal ein Drittel. Die Popolari zählten 1 407 723 Stimmen, die Sozialisten 1 644 443, die Kommunisten (seit dem Kongreß von Livorno aus der sozialistischen Partei ausgeschieden) 308 142, die Republikaner 118 853, die Demokraten 703 132, die Reformsozialisten 382 458, die nationalen Minderheiten in den neuen Gebieten 90 649.

In der Kammer bildeten die Fascisten eine Fraktion, die ihre Herkunft nicht verleugnete. Sie nahm auf der äußersten Rechten Platz und zeichnete sich mehr durch lärmende Demonstrationen aus als durch positive Arbeit. Ihre erste Kundgebung war gegen die Monarchie gerichtet. Der Eröffnung der Session durch den König wohnte die fascistische Gruppe nicht bei. Mussolini war noch nicht so weit, mit dem alten revolutionären Sozialismus auch den Republikanismus abzustreifen. Dieses von den Block-freunden als sehr unangebracht empfundene Bekenntnis gegen die Monarchie führte zu lebhaften Auseinandersetzungen mit den Fascisten. Im Wahlfeldzug hatte Mussolini in der Tat den Republikanismus nicht hervorgekehrt. Mit gutem Grunde. Denn der Fascismus war damals allen Präzisionen aus dem Wege gegangen. Er bequemte sich den örtlichen politischen Parteiverhältnissen an. Er war republikanisch, wo er republikanische Stimmen fangen konnte, er war monarchistisch, wo keine Republikaner waren. Mit der republikanischen Fahne durfte er am ehesten hoffen, Ueberläufer aus den Arbeitermassen anzuziehen. Im Süden, wo die Monarchie ihre tiefsten Fundamente hat, war der Fascismus überhaupt noch nicht durchgedrungen. Auch Rom stand ihm kühl gegenüber.

Aber es war klar, daß der Fascio politische Partei werden mußte, wenn er politisches Leben gewinnen wollte. Die allgemeine Verherrlichung des Sieges, die Uebersteigerung des Nationalgefühls, der Krieg gegen die „antinationalen" Parteien, zu denen auch die Popolari gerechnet wurden, war ausreichend für

Volksversammlungen. Damit hatte man auch in den Wahlen genügende Berührungspunkte mit dem rechtsstehenden und kleinen Bürgertum gefunden. Aber eine Partei, die im Leben des Volkes Wurzeln fassen will, muß mehr sein als bloße Reaktion gegen etwas, was als Uebel und Feind bezeichnet wird, sie muß eine Weltanschauung und einen politischen Gedankengehalt besitzen.

Der Fascist Zerboglio schreibt über diese Entwicklung: „Seine Gründer und Getreuen (des Fascismus) begriffen, daß sein Werk — nationale Bewegung und Schutz gegen jede auflösende Bestrebung — immer noch unerläßlich war; sie begriffen auch, daß es, gerade im Hinblick auf dieses Werk und auf dessen logische Entwicklung auf den Wiederaufbau des Landes, notwendig war, ihm eine konkrete Organisation zu geben, ihn über seinen idealen Glauben hinaus in einem politischen und sozialen Programm zu zementieren, welches den Beitritt neuer Proselyten gestattete und den gegnerischen Programmen eine positive Führungslinie entgegenhielt; man mußte, indem man die als falsch und verderblich betrachteten Theorien ablehnte, diese durch ein System von Grundsätzen und Regeln ersetzen, die den Bedürfnissen und dem Wohle des italienischen Volkes entsprechen."

Mussolini hatte einst gesagt, der Fascismus sei kein „Museum von Dogmen und äußerlichen Prinzipien". Aber die Zeit war fortgeschritten. Der Fascio blieb eine ins Museum wandernde Waffenrüstung, wenn er sich nicht mit politischem Leben erfüllte. Man schritt also im November 1921 zur Gründung einer Partei. Der Akt fand in Rom statt.

Das Programm war opportunistisch und revolutionär zugleich. Es holte aus den Bestrebungen der übrigen Parteien alles das heraus, was darin an wirkungsvollen Forderungen enthalten war. Allerdings hatten sich hier schon Mussolinis Ideen vom Staate verdichtet, die er später so stark betonte: Verdrängung der wirtschaftlichen Staatsmonopole. Die Entstaatlichung der Eisenbahnen, des Telephons entsprach gewissen großindustriellen und kapitalistischen Bestrebungen, hatte also ihren Ursprung nicht bloß in einer theoretischen Staatsauffassung. Leitsatz des Programms war Opposition gegen den politischen Sozialismus, nicht aber gegen das Proletariat. Die Staatsform soll den moralischen und wirtschaftlichen Interessen der Nation untergeordnet werden. Scharfer Kampf wurde auch angesagt gegen die politischen Führer und Methoden der Bourgeoisie, die sich unfähig zeigen, das in der Hauptsache moralische Problem der Erneuerung Italiens zu lösen. Der Staat muß einen neuen Wert erringen in dem Sinne, daß das Interesse, die Würde, das Prestige der Volksgemeinschaft über dem Kampfe der Klassen und Parteien stehe. In der Agrarpolitik vertrat man die Forderung der Aufhebung der Latifundien auf dem Wege einer der Zeit und den Umständen sich anpassenden langsamen Reform. Man predigte den Krieg gegen die demagogische Finanz, gegen die Verschwendung der Staatsgelder. Immer kehrt die Formel von der Gesundung des nationalen Lebens wieder.

In der auswärtigen Politik wirkt sich die Uebersteigerung des nationalen Empfindens, mit der man

im Innern gegen den internationalen Sozialismus anging, in einem italienischen Imperialismus aus. Das genaue Programm forderte eine starke Betonung des italienischen Selbstgefühls gegenüber den anderen Nationen, namentlich gegenüber der französisch-angelsächsischen Plutokratie, die sich unter der Maske des Völkerbundes verberge. Es verlangte Revision der Friedensverträge, soweit sie sich als ungerecht erwiesen haben, eine Politik des europäischen Gleichgewichts, Entwicklung der Beziehungen Italiens zum Orient, Schutz der Italiener im Auslande. Opposition wird auch angesagt aller internationalistischen und pazifistischen Ideologie, die auf Abrüstung abzielt.

Vom „senso del limite", vom Sinn für Selbstbeschränkung, den Mussolini später so eindringlich forderte, ist in diesem ersten Programm schon manches vorhanden. Aber die Begrenzung war doch mehr Diplomatie gegenüber den ungeklärten und unausgeglichenen Tendenzen und Interessen im Fascio selbst. Darum bewegte man sich auch noch in allgemeinen Formeln, unter denen sich Verschiedenes zusammenfassen ließ. Die Schwäche des Programms lag in seinem Eklektizismus. Immerhin, es war ein Programm, das gegen die übrigen Parteien Grenzlinien zog. Aber ein Programm ist noch keine Partei.

# Die Sehnsucht nach Geschichtlichkeit.

Der Fascismus will Aktion sein, Aktion um jeden Preis, selbst um den Preis von inneren Widersprüchen seiner Aktionen. Das war ihm bei seiner Geburt vorausbestimmt. Denn er ist, wie schon früher gesagt wurde, zunächst Reaktion gegen etwas anderes gewesen, gegen die russische Krankheit in einem Teil der Arbeiterklassen. Wenn ein Kopf ihn schuf, dann war der Wille der Schöpfer, nicht eine aus großen Tiefen quellende politische Weltanschauung. Im Fascismus sind Instinkte aufgebraust, in die Mussolini Ordnung, Organisation brachte, die er seiner Persönlichkeit dienstbar machte.

Daß die Tat vor dem Gedanken war, hat manche Fascisten bedrückt. Die Gebildeten, die sich aus politischen Gründen, vielleicht auch aus bloßem Opportunismus ihm zuwandten, waren von der Geistesarmut im Fascio immer enttäuscht. Was fanden sie da? Eigentlich nur den militärischen Geist. Immer wieder hörten sie von Mussolini den dröhnenden und oft beinahe flehenden Ruf „disciplina", immer wieder die Mahnung, in der Hand des „Duce" ein gehorsames, blind gehorsames Heer zu sein. Gewiß, sie hörten auch davon, daß der Fascismus die „idealen und

sittlichen Werte des Sieges" wahren und verwirklichen wolle. Aber was war mit diesem Rätselwort gemeint? Im Bewußtsein seines Sieges kann der Sieger sehr große und sehr schöne Dinge vollbringen. Doch das war es nicht, was in den Reden gefordert wurde. Der Sieg sollte ein Sieg der Gewalt sein, eine unerbittliche Logik, die aus der Macht alles herausholt, was in ihr ist. Auch das war nur Aktion, Aktion mit gebundener Marschroute, Aktion, die noch immer nichts anderes gelernt hatte, als mit Knüppeln auf den Bolschewiken zu schlagen und jede andere politische Gesinnung zu verfemen.

Ardengo Soffici, der zum Fascisten gewordene Aesthet, hat zum Versuche seines Freundes Curzio Suckert, eine historische Theorie des Fascismus aufzustellen, ein Vorwort geschrieben. Er findet es „etwas sonderbar, daß die Theorie in solcher Weise und unter den gegenwärtigen Umständen dem Faktum folge, während im allgemeinen das Gegenteil der Fall sein sollte". Er fährt fort:

„Wie dem auch sei, bedeutende Tatsachen hatten sich ereignet, wahrscheinlich noch bedeutendere Tatsachen stehen bevor, und der Hauptpunkt meiner Idee war, daß es dringend nötig war, diesen Tatsachen einen Sinn und eine Richtung zu geben, angepaßt dem Geiste der Zeit, der Rasse und höchstmöglich vorteilhaft für das Geschick unseres Vaterlandes, das wir glorreich und glücklich sehen wollten.

Ein Bild beherrschte meinen Geist, das Bild eines ungeheuren Stromes, der majestätisch und stürmisch sich über das Land fortbewegt und imstande ist, alles zu überfluten und sich zuletzt in einen Sumpf zu

verwandeln, wofern er nicht sofort zwischen sicheren Dämmen eingeschlossen wird, die seinen Lauf regelten und richteten. Die Dämme hätten errichtet werden müssen, ehe das Wasser kam . . . aber jetzt handelt es sich darum, wenigstens ein provisorisches Bett zu graben."

Soffici weiß sich zu trösten: „Besser ein Strom ohne Flußbett als ein vorbereitetes Flußbett, in dem nur ein schmächtiger Faden Wasser fließt." Aber die drohende Versumpfung des ungebetteten Stromes!

Man sucht also eine historische Theorie, die dem Fascismus Existenzberechtigung und eine innere Beruhigung geben soll. Wenn man von der gebieterischen Notwendigkeit der Gegenwartsaktion überzeugt war, dann bedurfte es kaum mehr einer Rechtfertigung aus geschichtsphilosophischen Perspektiven heraus. Suckert — wie er selbst in seinem „Europa Vivente" betont, Sohn eines deutschen Vaters und einer italienischen Mutter und weder dem Blute noch der Rasse nach Hebräer — findet dem Fascismus eine sehr weit zurückreichende Ahnenreihe. Nach ihm ist der Fascismus nichts mehr und nichts weniger als eine Gegenreformation. In Luthers Reformation ist der erste Aspekt der „Modernität", das heißt der Probleme der Gegenwart zu erblicken. Damit meint Suckert im wesentlichen die Probleme des Liberalismus, die in der westlichen Zivilisation von den nordischen Nationen aufgeworfen wurden. „Der Wert und der Sinn des Fascismus," schreibt Suckert, „sind ganz in seiner höchst geschichtlichen Funktion eines Restaurators der antiken Ordnung unserer nationalen Werte. Im Rahmen des jahrhundertalten Gegensatzes

zwischen orientalischer, südlicher, katholischer und lateinischer Zivilisation auf der einen Seite und der nordischen, abendländischen, protestantischen und angelsächsischen auf der anderen Seite betrachtet, wird das fascistische Phänomen gerechtfertigt nicht durch die Gelegenheit, die sich in der Folge als inadäquat offenbaren könnte, sondern durch die Tradition. Die Wurzeln des Phänomens erscheinen so tief und höchst geschichtlich. Die Dinge, die Ereignisse und die Personen erlangen auf diese Weise eine Bedeutung, welche die Grenzen der unmittelbaren Tatsachen überschreitet und den von der Gelegenheit gegebenen Aspekt in einen historischen Aspekt verwandelt."

Suckert stellt auch fest, daß es Mussolinis historische Funktion war, „den Italienern den physischen Sinn des Heroismus wiederzugeben". Vielleicht faßt Mussolini selbst seine Rolle doch anders auf. Suckert hat Geist genug, um noch andere Einfälle in seine Geschichtsphilosophie zu verflechten. Ich möchte das Buch nicht als die Bibel des Fascismus hinstellen. Es beweist nur, in welche Höhen der Fascismus sich versteigt, um sich von der Sonne der Ewigkeit bescheinen zu lassen.

Andere jugendlichen Geister suchen dem Fascismus einen mystischen Untergrund zu geben. „Er soll," wie Bottai sagt, „mehr als eine Regierungsmethode sein, eine Lebensmethode." Mussolinis Bekehrung wird eine „zweite Geburt im Sinne der Psychologie von William James". Piero Misciatelli, der nicht an Suckerts Gegenreformismus denkt, vertritt die Auffassung, daß die Werke und nicht die Worte den Glauben bezeugen. Und dann kommt der Gewissens-

biß der Gewalttätigkeiten: „In jeder mystischen Bewegung ist eine erhabene Gewaltsamkeit beschlossen, Mystizismus ist Leidenschaft, und ohne Leidenschaft nichts Gutes, sagt der heilige Augustinus."

Das alles sind Arabesken. Sie ließen sich ins Unendliche vermehren. Man könnte das ganze moderne Denken mit allen seinen Zweifeln und Hoffnungen heranholen, um daraus Reflexe auf jede politische Bewegung fallen zu lassen. Aber diese Sucht der Fascisten nach einer Vertiefung ihres Wirkens offenbart immer wieder den Mangel an eigenen schöpferischen Ideen, noch mehr den Mangel an schöpferischer Kraft. Man macht Anleihen, die man nicht einmal wird einlösen können. Man will alles, was auf dem Boden Italiens lebendig war, heraufbeschwören, um eine neue „Italianità" zu schaffen. Das antike Rom, die Mittelmeerrasse, der Katholizismus, Dantes Mittelalter, die Renaissance und das Risorgimento sollen mit ihren Ausläufern im Fascismus münden. Sie sollen sich in einer neuen Synthese zusammenfassen, die Italien einer neuen großartigen Rolle in der Weltgeschichte zuführt. Das starke nationale Empfinden hat in allen Ländern seine Legenden vom schlummernden Helden, der einmal wieder aufwacht, um die Raben zu vertreiben. Die Sucher einer historischen Funktion für den Fascismus sind allerdings keine Märchenerzähler. Sie wehren sich mit allen Kräften des Verstandes, Gründe zu finden dafür, daß der Fascio etwas getan hat, was noch nicht einmal alle Italiener zutrieb. Sie vergessen das eine, daß die wirkliche Aktion des Fascismus niemals eine Weltbewegung werden kann. Dazu gehören

Ideen, die die Welt erobern, bei allen Völkern auf innere und äußere Bedürfnisse stoßen, denen sie Lösung sein können. Suckert hat die schwächste Stelle des Fascismus herausgefühlt. Er fürchtet, daß die Gelegenheit, der nächste Anlaß zur Entstehung des Fascismus ihm das Gepräge einer vorübergehenden Erscheinung aufdrücke. Die Reaktion verschwindet mit dem, was sie unmittelbar ausgelöst hat. So faßt ja auch ein guter Teil des italienischen Volkes die Rolle Mussolinis und seiner Anhänger auf.

---

## Die
## Fata Morgana einer Staatstheorie.

Der Fascio hatte sich als politische Partei konstituiert. Ist er auch eine Partei geworden? Wenn es dabei nur darauf ankäme, ein Programm von Forderungen aufzustellen, sicherlich. Mit einer solchen Liste kann man immer an die Instinkte und Interessen der Gesellschaftsschichten appellieren, die man zu gewinnen sucht. Aber ein Programm schafft noch keine Bindungen von innerer Kohäsionskraft, so wenig wie die militärischen Kadres mit mechanistischer Disziplin eine wirkliche Lebensgemeinschaft verbürgen. Das alles sind Zweckverbände. Sie beschränken die gemeinsame Anstrengung auf bestimmte begrenzte Ziele. Eine politische Partei, die mehr sein will als Stoßtrupp oder Interessenvertretung, kann nur leben, wenn sie in dem tiefen Grunde einer Weltanschauung wurzelt. Aus der Weltanschauung ergeben sich die Einheit der Gesinnung, die Auffassung von Staat und Gesellschaft, die Methoden der Wirksamkeit, die Art der Propaganda und der Aktion, das letzte Ziel.

Hat der Fascismus eine solche Weltanschauung? Wie sieht sie aus?

Die Einheitlichkeit der politischen Ansichten, die eine Weltanschauung fordert, kann der Fascismus nicht

haben. Von Geburt an war er eine Mischung aus den verschiedensten Elementen. Er weiß selbst sehr gut, daß ihm der Zentralgedanke eines politischen Systems fehlt. Er hat zwischen Republikanismus und Monarchismus geschwankt, zwischen Sozialismus und Individualismus, zwischen Atheismus und positiver Religion. Das Schwanken war opportunistisch. Es galt, die eigenen Reihen nicht zu spalten. Dann durfte und wollte man keinen neuen Anhänger abschrecken. Man war nicht wählerisch bei der Werbung. Denn man hielt auf Füllung der mageren Verbände.

Das Schwanken war aber auch innere Unsicherheit. Es war ein Schwächezustand, der aus der geistigen Leere eines Aufruhrs von Instinkten kam. Wiederum sucht die gefühlsmäßige Bewegung nach einem Gehalt, der sie ausfüllen könnte. Man sucht eine Staatstheorie, weil man sie braucht, um sich selber zu stützen. Aber man braucht sie auch, um andere Staatstheorien zu bekämpfen. Mit dem Knüppel kann man Menschen terrorisieren. Eine Staatstheorie tötet man nur mit einer anderen. Aber diese andere muß dazu geeignet sein, und dazu muß sie zuerst selber eine lebensfähige Theorie sein.

So ist im Fascismus alles als Reaktion aufgegangen. Noch heute reden die Fascisten von ihrer „Revolution". Ihre Art, die Staatsmacht zu ergreifen, war jedoch eher ein Staatsstreich, ein Putsch, wie schon betont wurde, im besten Falle eine Gegenrevolution gegen eine Revolution, die nicht ausgeführt worden war. Eine Revolution ist der letzte Durchbruch eines Gedankenkreises, der bereits die Massen erfüllt. Sie trägt eine neue Ordnung in sich, die sie

an Stelle des Alten setzt. Der Fascismus hat nur ein Reformprogramm in sich getragen, obwohl er sich mit Plänen tiefer Umgestaltungen von Grund aus brüstete.

Im Kampfe gegen den Sozialismus hat er nicht die bescheidenste geistige Waffe aufgebracht. Dem Klassenkampf setzt er die Klassenharmonie entgegen. Er kommt ein halbes Jahrhundert zu spät. In allen Ländern ist der Sozialismus in seiner Hauptmasse zwar dem Aufmarsch in Klassen treu geblieben, aber seine Politik war ganz in die Formen der Demokratie gegossen, in denen die Verständigung liegt. Die Grenzziehung zwischen den Hauptmassen des Sozialismus und dem Kommunismus ist das Kennzeichen dieser Entwicklung. Auch in Italien war vor dem Kriege der Reformismus vorherrschend. Nur die Weltkatastrophe und die proletarische Diktatur in Rußland hatten den italienischen Maximalismus in das bolschewistische Fieber versetzt.

Die Staatstheorie der Fascisten ist sehr bruchstückhaft geblieben. Keiner der Exegeten des fascistischen Gefühlskomplexes hat es vermocht, ein System daraus zu machen. Allerdings hat es auch keiner ernsthaft versucht. Die Fragmente liegen verstreut in Mussolinis Reden und Artikeln. Es sind weit mehr Aphorismen, glänzend für das polemische Bedürfnis zurecht gemacht, als Leitgedanken für eine politische Philosophie. Mussolini sieht wie Napoleon nur Konkretes, unmittelbar Praktisches. Seine Theorie wächst aus dem Kampfe gegen den Staat, den er erobern will. Dieser Staat ist der aus dem Liberalismus entstandene demokratische Verfassungsstaat. Die Krisis, die der liberale Staat in ganz Europa

durchmacht, wird für Mussolini zu einem unheilbaren Gebrechen. Er wirft darum den ganzen Staat mit dem Liberalismus und der Demokratie über Bord. Und mit dem Staate muß er auch dessen Träger, die Bourgeoisie, ablehnen. Ihm hat der Staat seine tiefste Schwäche offenbart, als er in dem Bürgerkrieg zwischen nationalen und antinationalen Elementen neutral blieb, sich nicht auf die Seite der „nationalen Werte", also des Fascismus, schlug. Damals hat der Staat seine Autorität verloren. Er hat in seiner wichtigsten Aufgabe, dem Schutze des Gesetzes, versagt. Darin hat Mussolini recht. Aber er verwechselt die Schwäche der führenden Persönlichkeiten mit den Mängeln, die nicht notwendig im System begründet sind. Zuweilen sieht er ganz richtig: „In einem gegebenen Augenblick," sagt er, „ist es nötig, daß die Männer und die Parteien den Mut haben, große Politik zu machen und ihre Muskeln zu erproben." Mussolini dachte dabei an seine eigene Partei, aber was für diese gilt, kann er den anderen nicht absprechen.

Die opportunistische Taktik verschiebt Mussolinis Grundbegriffe fortwährend. Als geborener Romagnole, als überzeugter Sozialist, als Revolutionär um der Revolution willen war er lange Republikaner. Aber in Udine sagt er am 20. September 1922: „Warum sind wir Republikaner? In gewissem Sinne, weil wir einen Monarchen sehen, der uns nicht Monarch genug ist." Und an anderer Stelle: „Unsere Haltung gegenüber den politischen Institutionen ist in keiner Weise

verpflichtend. Genau genommen stehen die vollkommenen Regierungssysteme nur in den Büchern der Philosophen."

Den liberal-demokratischen Staat erklärt Mussolini für überlebt. Er verlangt einen Staat der Hierarchie und der starken Autorität. Die literarischen Anwälte des Fascismus sind in der Geschichte der europäischen Staatslehre nicht allzu gut beschlagen. Sie zitieren gelegentlich Joseph de Maistre, der aus Petersburg, aus den Vorzimmern der Autokratie, Frankreich mit den Argumenten der geistigen und politischen Reaktion versah. Sie berufen sich auch manchmal auf Treitschke, den sie aber falsch verstehen. Sie greifen auf die Staatsmänner aus dem italienischen Risorgimento zurück, die konstitutionell dachten, aber ihren Staat mit sicheren Garantien für die vollziehende Gewalt umgaben. Es blickt auch etwas von der Hegelschen Staatsverherrlichung durch. Aber ein faßbarer Grundgedanke ist in dem Gewirr von Zitaten nicht zu finden. Die Staatstheorie des Fascismus reduziert sich auf die agitatorische Verneinung des Liberalismus. Denn wenn die Fascisten in ihrem positiven Programm fordern, daß der Staat die Eisenbahnen, die Post, die Versicherungen aufgebe und sich auf Schule und Polizei beschränke, so zeigen sie nur, daß sie den liberalen Staat niemals begriffen haben. Denn so, wie sie ihn sich vorstellen, existiert der Staat in den Ländern, wo die liberale Staatsdoktrin noch am sichersten herrscht, in England, in Amerika, in Frankreich. So schwebte er in der Blütezeit des Liberalismus als Ideal den Völkern vor: der Staat schützt das Gesetz, läßt aber die Wirtschaft in

Freiheit sich entfalten. Auch wiederholen die Fascisten nur echt liberale Formeln, wenn sie verlangen, daß der Staat keine Partei, sondern die Volksgemeinschaft darstelle. Man kann sich nur wundern, daß solche Selbstverständlichkeiten wie Offenbarungen eines staatsmännischen Genies hingenommen werden können.

Wo man zupacken möchte, da verflüchtigt sich die Staatstheorie des Fascismus unter den Händen. Sie flackert wie ein Irrlicht über der Agitation. Ihre Flimmer erheben sich über einem groben Empirismus, der sich von der eigenen Aufgabe des nächsten Tages nicht zu lösen vermag.

---

# Der „Marsch auf Rom".

Garibaldis „Zug der Tausend" ist in Italien eine nationale Epopöe geworden. Mit zwei Schiffen und seinen tausend Freiwilligen fuhr Garibaldi — im Mai 1864 — von Genua nach Sizilien. Es war ein revolutionäres Unternehmen. Denn die Regierung durfte, von der alten Diplomatie Europas vor der Einigungspolitik gewarnt, nichts von der bewaffneten Expedition zur Befreiung Siziliens wissen. Nach der Landung strömten den „Tausend" Tausende zu. Die Schar schwoll und schwoll, und der letzte Bourbonenkönig der beiden Sizilien überließ Neapel dem Führer des aufständischen Volkes. Im Oktober begrüßte der revolutionäre Republikaner Garibaldi Viktor Emanuel als „König von Italien". Der Norden und der Süden waren geeint. Mit seinem „Marsch auf Rom" hätte er, sieben Jahre nachher, das gleiche Glück gehabt, wenn er nicht auf die französischen Truppen gestoßen wäre, die der dritte Napoleon zum Schutze des Kirchenstaates geschickt hatte.

Unter den „Tausend" Garibaldis hatte sich auch der Republikaner Crispi befunden, dessen glühende Beredsamkeit dem Alten von Caprera erst die letzten Zweifel und Bedenken genommen hatte. Crispi trat später aus der republikanischen Partei aus. „Die Monarchie vereint uns, die Republik würde uns trennen," sagte er.

Diese Vorgänge sind im Gedächtnis der Italiener frisch erhalten geblieben. Noch gibt es Ueberlebende vom „Zug der Tausend". Bei patriotischen Festen holen sie ihre „roten Blusen" heraus und das Volk jubelt ihnen zu wie nationalen Helden. Auch der Fascio bewirbt sich bei seinen Paraden und Feierlichkeiten um die Veteranen der Befreiung und Einigung. Die „schwarzen Blusen" der Fascisten und die „blauen Blusen" der nationalistischen Verbände „Sempre pronti" haben vom Ruhm der roten Blusen gezehrt, als sie mit solcher Uniformierung ihrer Anhänger auf die Phantasie der Massen zu wirken suchten.

Rom fehlte noch im Machtbereich Mussolinis. Er hatte im Laufe der Jahre 1921 und 1922 seine „squadre" stark vermehrt und stets glänzender organisiert. Sie waren ein wirkliches Heer geworden, das jeden Augenblick mobilisiert werden konnte. Die Gewalttätigkeiten ließen kaum nach, nahmen aber andere Formen an. Die Expedition nach Bozen bleibt das deutlichste Beispiel für die terroristische Macht, die der Fascio gewonnen hatte. In wenigen Tagen zwang man die Regierung, ihre Verständigungspolitik in eine Vernichtungspolitik gegen das Deutschtum zu verwandeln. Gegen die Streiks der sozialistischen Arbeiter hatte man Gruppen gebildet, die ähnlich wie die technische Nothilfe in Deutschland funktionierten, allerdings mit dem politischen fascistischen Einschlag. Es waren auch bereits zahlreiche fascistische „weiße Gewerkschaften" entstanden. Die Niederkämpfung des Eisenbahnerstreiks vom Sommer 1922 hatte dem Fascio das klarste Bewußtsein seiner Kraft gegeben.

Mit der Aufstellung seines jederzeit schlagfertigen Heeres hatte sich Mussolini als ein ungewöhnlicher Organisator erwiesen. Der revolutionäre Agitator, der früher nur an anarchistisch-aufrührerische Rebellion entfesselter Volksmassen gedacht hatte, war Feldherr geworden.

Die Zeit war gekommen, wo das Machtgefühl den „Condottiere“ und seine Truppen weiter vorwärts drängte. Die Sozialistentöterei zog nicht mehr. Denn der Gegner lag am Boden und rief die Staatsgewalt um Hilfe an, die nicht kam. Mussolini war sich auch selber schuldig, zu positiver Politik überzugehen. In der Deputiertenkammer hatte die fascistische Gruppe sich kaum mehr als den Ruf von Raufbrüdern erworben. Sie vertrat extreme nationale Forderungen. Gelegentlich bedienten sie sich der gewohnten handgreiflichen Mittel, so gegen den Kommunisten Misiano, den sie wegen seiner militärischen Desertion nicht im Sitzungssaal duldeten.

Für das Reifen der Entschlüsse zum Staatsstreich hat die Aussichtslosigkeit der fascistischen Politik im Parlament wesentlich beigetragen. Vielleicht war Mussolini seine bewaffnete Macht trotz der Subsidien von großbürgerlicher Seite zu teuer geworden. Jedenfalls schien es unmöglich, daß der Fascio auf legale Weise einen starken Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewinne. Mussolini hatte es zweifellos versucht. Seine Reden waren nicht mehr rein revolutionär. Zwar breitete er seine alten Anklagen gegen den liberalen Staat und die Kraftlosigkeit der Parteien immer wieder aus. Aber es fehlte nicht an Fühlern, die er gegen andere Parteien ausstreckte. Er vertrat

in religiösen und Schulfragen einen Standpunkt, der ihn dem Programm der Popolari nahebrachte. Er wäre sogar für eine Entente mit den Sozialisten zu haben gewesen. Aber er fand keine Gegenliebe. Weder die Popolari noch die Sozialisten konnten vergessen, daß draußen im Lande der Fascio noch immer seinen Terror ausübte. Außerdem hatte sich Mussolini durch seine Wandlungen in der Vergangenheit nicht gerade als ein zuverlässiger Koalitionspartner empfohlen. Wer dem Parlament so sehr die Wirkungsmöglichkeit abgesprochen hatte, durfte nicht erwarten, daß man ihn nun als aufrichtigen Mitarbeiter begrüße.

Das ganze Auftreten des Fascismus in der Kammer war nur ein Echo seines Auftretens außerhalb. Er war gefürchtet, aber nicht geachtet. Mussolini muß wohl empfunden haben, daß er mit seiner kleinen Gruppe niemals einen positiven Einfluß erlangen würde. Gewiß, es kam bei Abstimmungen auf seine drei Dutzend Leute an. Aber wie sollte das Programm des Fascio in einer Regierungskombination vertreten werden, wenn die Anhänger sich fortwährend gegen die Gesetze vergingen? Mussolini hatte das Kabinett Giolitti, dessen Auflösung der Kammer er seine Wahl verdankte, in der Innen- und Außenpolitik aufs schärfste bekämpft. Giolitti ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Nachfolgern die Berufung Mussolinis ins Ministerium zu empfehlen. Während der Bildung des Kabinetts des Reformsozialisten Bonomi wurde Mussolini auch vom König über die politische Lage konsultiert. Weder der König noch Mussolini ließen sich von der Erinnerung an die

antimonarchistische Demonstration bei der Eröffnung des Parlaments beirren. Viktor Emanuel blieb in der Tradition seines Hauses, das der Republikanismus Mazzinis und Garibaldis nicht abschreckte, mit ihnen an der Einigung Italiens zu arbeiten. Für Mussolini war der Schritt ein weiterer Markstein seines Weges zur Macht. Denn er brauchte später den König, wie der König ihn brauchte.

Was in dieser Entwicklung von Mussolinis Politik planbewußter Wille, was Improvisation und Anpassung war, ist schwer zu sagen. In den Kulissen des Parlaments waren die Möglichkeiten für den Fascio sehr beschränkt. Denn er war noch immer weit mehr eine bewaffnete Machtorganisation als eine politische Partei. Was hätte es genützt, wenn die Fascisten im Kabinett Facta die vier Ministerien des Aeußern, des Krieges, der Marine und der öffentlichen Arbeiten erhalten hätten? Die Anwendung dieser Macht konnte nicht parlamentarisch sein, solange nicht die Staatsgewalt selbst ganz in den Händen des Fascio war. Denn es ist nicht zu übersehen, daß Mussolini zwar durch eine Aufruhrbewegung zur Macht kam, daß er sie aber vom ersten Augenblicke an, trotz aller Drohungen an die Adresse der Deputierten, in verfassungsmäßiger Weise gebrauchte. Der Weg über den Staatsstreich war jedenfalls der kürzere. Er versprach auch manche Vereinfachung.

Noch hatte der Fascio sich längst nicht über das ganze Land ausgebreitet. Seine starken Stellungen waren in der Lombardei und in Toskana. Rom war im ganzen kühl geblieben, auch der Süden und die Inseln. Aber die beherrschten Gebiete waren politisch

am wichtigsten. Das Wagnis war innerlich ausgereift. Es mußte ausgeführt werden. Die immer höher getriebene Agitation verlangte eine Tat.

Die genaue Vorbereitung des „Marsches auf Rom" erstreckt sich über einen Zeitraum von fünf Wochen. Am 20. September 1922 hielt Mussolini in Udine eine große Rede, die nicht mehr mißzuverstehen war. Rom erschien wie ein doppeltes Ziel. Es war der Sitz des Staates. Es war aber auch ein Symbol. In seiner Rede sagte Mussolini: „Wenn Mazzini und Garibaldi dreimal versuchten, nach Rom zu gelangen, wenn Garibaldi seine Rotblusen vor das unausweichliche tragische Dilemma gestellt hatte: „Rom oder der Tod", dann bedeutet das, daß für die Besten des italienischen Risorgimento Rom eine wesentliche Aufgabe von allererster Ordnung in der neuen Geschichte der Nation zu erfüllen hatte. Richten wir also mit reiner, von Groll befreiter Seele unsere Gedanken auf Rom . . ." Und weiter, nach seinen früher erwähnten Ausführungen über Republik und Monarchie, mahnt Mussolini: „Im Grunde denke ich, daß die Monarchie kein Interesse hat, das zu bekämpfen, was man von nun an die fascistische Revolution nennen muß." Die Rede klang aus: „Was der Fascismus bisher getan hat, ist negatives Werk. Jetzt muß er aufbauen."

Am 24. Oktober bei dem großen Kongreß der fascistischen Partei, der dem Lande zeigen sollte, daß auch Neapel vom Fascio bezaubert sei, gab Mussolini die letzte Ankündigung: „Wir sind an dem Punkte, an dem der Pfeil vom Bogen fliegt oder die zu stark gespannte Sehne reißt." Er sprach auch davon, daß jetzt das Problem gelöst sei, ob der

Fascio die Macht auf legale oder illegale Weise, durch parlamentarische Eroberung oder durch Insurrektion erlangen solle. „Wir Fascisten gedenken nicht, auf der Dienstbotentreppe zur Macht emporzusteigen." Und er löste die letzten Bedenken der Monarchisten innerhalb und außerhalb der eigenen Reihen: „Kein Zweifel, daß die italienische Einheit sich stark auf die Monarchie Savoyen stützt, kein Zweifel auch, daß die italienische Monarchie auf Grund ihrer Anfänge, ihrer Entwicklung in unserer Geschichte sich nicht den neuen Bestrebungen der neuen nationalen Kraft entgegenstellen kann."

Was folgte, war nur noch Ausführung. Die fascistischen Formationen wurden mobil gemacht. Sie besetzten im Norden, in Toskana eine Reihe von Regierungsgebäuden, Kasernen, Stadthäusern. In Rom dachte man noch daran, ein Ministerium Salandra zu bilden, da Salandra bei den Fascisten beliebt war. Er hatte sich selbst als Ehrenfascist bezeichnet. Aber Mussolini lehnte am 29. Oktober in seinem „Popolo d'Italia" jeden Vergleich ab. „Um zu einer Transaktion Salandra zu kommen, wäre es nicht der Mühe wert gewesen, mobil zu machen... Der Fascismus will die Macht und wird sie haben!"

Das Ministerium Facta wollte der Insurrektion mit der Erklärung des Belagerungszustandes entgegentreten. Der König soll geneigt gewesen sein, das Dekret zu unterschreiben, habe sich aber von seinem Bruder, dem Herzog von Aosta, bestimmen lassen, es nicht zu tun, da die Armee kaum gegen die Fascisten kämpfen würde. Wie dem auch sei, die Dynastie hat ihr traditionelles diplomatisches Geschick bewiesen.

Facta gab seine Demission und Mussolini wurde vom König mit der Bildung der neuen Regierung betraut. Der Marsch der fascistischen Truppen nach Rom war nur noch eine große Parade gewesen. Die Krisis wurde politisch gelöst. Der Fascio war zur Macht gelangt. Aber eine Revolution war es nicht, es war eine Insurrektion oder ein Staatsstreich, der so rasch wie möglich wieder in die konstitutionellen Formen einlenkte. Der eigentliche Sieger war die Monarchie und die Dynastie. Sieger war auch die Verfassung: denn der erfolgreiche Revolutionär Mussolini mußte sie in die Hand des Königs beschwören.

---

## Rückkehr in die Verfassung.

Mussolini hatte seinen Fascisten immer wieder vom Geiste der Mäßigung gesprochen. Selbstbescheidung, Selbstbeschränkung sei das Geheimnis des Erfolges. Er ist mit dem Beispiel vorangegangen. Ob er nach dem siegreichen „Marsch auf Rom" wirklich nach absoluter Willkür hätte schalten können, wie er den Deputierten später drohend erzählte, steht dahin. Die fascistische Revolte hätte dann zu einer vollständigen Revolution werden müssen, zu einem Umsturz aller bestehenden Gewalten. Dazu reichte der Anlauf der Bewegung offenbar nicht aus. Denn sie war durch ihre eigenen inneren Zwiespältigkeiten gehemmt. „Tendenzen kennt der Fascismus nicht," hatte Mussolini noch in Udine ausgerufen, „Tendenzen sind das traurige Privileg der alten Parteien." Der Gegensatz zwischen Monarchisten und Republikanern war indessen im Fascio vorhanden. Vor dem Marsch auf Rom mußte der Duce die Königstreuen seiner Gefolgschaft darüber beruhigen, daß der bevorstehende Sturm auf die Staatsgewalt vor dem Throne Halt machen würde. Außerdem forderte die Mitwirkung der nationalistischen Verbände, die monarchistisch gesinnt waren, wesentliche Rücksicht. Sie hatten die Blauhemden ihrer „Sempre pronti" mobil gemacht und selbständig verschiedene Präfekturen

besetzt. Aber man darf annehmen, daß Mussolini auch ohne diese Hemmungen von innen her seiner Aktion die feste Grenze gesetzt hätte. Er hatte schon genug Proben von der Klarheit und Sicherheit seines Blickes gegeben, um nicht zu verkennen, wo für sein Unternehmen die Gefahrenzone begann. Er zerstörte nichts am Staatsapparat, er hatte nur auf gewaltsame Art die Kurbel in die Hand genommen.

Seine Zurückhaltung war auch auf die bürgerlichen Kreise abgestellt. Denn deren Sympathien wären ihm nicht in einen tatsächlichen Umsturz gefolgt. Die wohlwollende Resonanz in der Oeffentlichkeit brauchte er aber notwendig. Die ganze Insurrektion hatte etwa ein Dutzend Menschenleben gekostet. Vielleicht mußte er auch befürchten, daß ihm die eigenen Scharen entgleiten würden, wenn alles drunter und drüber ginge. Mit dem starken Machtgefühl der Fascisten in den einzelnen Orten hatte er auch nachher noch lange zu kämpfen. Darum schickte er die squadre sofort nach der Bildung seines Kabinetts nach Hause. „Der Fascismus ist zu intelligent, um einen vernichtenden Sieg zu wünschen," hieß es in der Proklamation, durch die die Demobilisierung angeordnet wurde. Von größter Bedeutung für diese Lösungen war selbstverständlich das Verhalten der Krone. Durch sein Einlenken, gleichviel von welchen Motiven es endgültig bestimmt war, hatte Viktor Emanuel die Insurrektion mit elastischer Verteidigung aufgefangen und in die verfassungsmäßigen Bahnen abgebogen.

Auf der Höhe der Macht angelangt, richtete Mussolini das Auge auf den Abstieg. Anders kann

man es nicht nennen, wenn er sofort das alte Spiel einer parlamentarischen Mehrheitsbildung begann, gegen das er bisher die todfeindliche Agitation geführt hatte. Eine ausgesprochene Koalition suchte er nicht. Er sah bei der Auswahl der Minister auf die Persönlichkeiten. Das Kriegsministerium besetzte er mit Diaz, dem Duce della Vittoria, dem Nachfolger Cadornas im Oberbefehl, der die Siege über das österreichische Heer gewonnen hatte. Die Marine erhielt der Admiral Thaon de Revel, der auch als Organisator des Sieges galt. Für den Unterricht holte er den rechtsliberalen Professor Giovanni Gentile, der sich durch philosophische und schulreformerische Schriften großes Ansehen erworben hatte. Das Ministerium für Handel und Industrie behielt der Industrielle Teofilo Rossi, der am abgetretenen Kabinett Facta teilgenommen hatte. Ins Ministerium der Arbeit kam Cavazzoni, ein Spezialist für Arbeiterangelegenheiten. Cavazzoni wie auch der Schatzminister Tangorra gehörten zur Partei der Popolari. Die Finanzen übernahm der Professor der Volkswirtschaftslehre de Stefano, Mitglied der demokratisch - sozialen Partei, der auch Carnazza, der Minister der öffentlichen Arbeiten, und Principe Colonna di Cesaro, der Postminister, entstammten. Der Kolonialminister Federzoni war Mitglied der nationalistischen Kammergruppe. Der Ackerbauminister de Capitani war rechtsliberal. Ausgesprochene Fascisten waren nur drei der Kabinettsmitglieder, Mussolini, der Inneres und Aeußeres für sich behielt, Orviglio in der Justiz, Giurati für die befreiten Gebiete. Diese Repartierung war noch

deutlicher zu erkennen in der Besetzung der Unterstaatssekretariate. Die Verteilung auf die einzelnen Parteien war im ganzen die folgende: Fascisten fünfzehn, Popolari sechs, Rechtsliberale drei, Nationalisten drei, Demokratisch-Soziale drei.

Allerdings vertraten die Mitglieder der Regierung ihre Parteien nicht offiziell. Sie durften aber hoffen, einen guten Teil ihrer Freunde mitzureißen. Doch konnte das nicht entscheidend sein. Für die Parteien selbst war die Frage entstanden, ob sie die Verantwortung für den Austrag eines Verfassungskonflikts übernehmen wollten, den der König, Mussolini und das ganze neue Kabinett nicht zu wünschen schienen. Giolitti, der alte Virtuos der parlamentarischen Künste, riet zum Frieden. Hier setzte schon zweifellos die bewußte Taktik ein, den Fascismus nicht durch Widerstand zu reizen. Abgesehen davon, daß dem König Mussolini als Ministerpräsident aufgezwungen worden war, hatte sich die ganze Regierungsbildung in verfassungsmäßigen Formen vollzogen. Keine Tradition war verletzt worden. Beim König hatte Mussolini in Gegenwart des zurückgetretenen Ministerpräsidenten Facta, der die Eidesformel vorlas, den Schwur auf die Verfassung geleistet. Diese Taktik des „Auffangens" hat das Land vor großen Erschütterungen bewahrt. Der Sieg des Fascismus war vollständig. Bei der Bevölkerung hatten die sichere, man kann sagen, die elegante Durchführung der Insurrektion und deren glatte Einstellung dem Fascismus noch weitere Sympathien eingebracht. Diese Ruhe und Beruhigung wurde vom Parlament allerdings mit einer Einbuße seiner Autorität

erkauft. Mussolini hat sie durch sein Auftreten in der Kammer, durch die verächtlichen Drohungen noch tiefer herabgedrückt.

Mussolini stellte sich mit seiner Regierung erst am 16. November der Kammer vor. Welchen Zweck verfolgte er mit seiner so offen zur Schau getragenen Mißachtung der Kammer? Man steht hier vor einer der paradoxen Aktionen, die in Mussolinis politischer Laufbahn nicht selten waren. Er will zweifellos mit dem Parlament regieren. Er muß es, will er nicht mit der Krone in Konflikt kommen, die nicht aus der Verfassung heraustreten mochte. Damit alles konstitutionell weiterlaufe, muß er auch ein Vertrauensvotum in der Kammer erlangen. Er sucht es mit Einschüchterungen und Drohungen zu erzwingen, die durch die Tonart und Ausdrucksweise ihren unparlamentarischen Charakter noch verstärken. Mussolini sagt den Abgeordneten: „Was ich heute tue, ist nur ein Akt formaler Höflichkeit gegen Sie, für den ich keine Bezeugung besonderer Erkenntlichkeit verlange." Er erinnert sie daran, daß seine Regierung wie die Kriegsregierung von 1915 durch eine Volksbewegung zustande gekommen sei und nicht auf dem üblichen Wege der politischen Kombinationen. Er macht darauf aufmerksam, daß er jederzeit seine 300 000 Fascisten wieder mobil machen kann, wie er diesen Saal auch hätte in ein Biwak verwandeln können, wenn er gewollt hätte. Er sagt, daß es von der Kammer abhänge, ob sie in zwei Tagen oder in zwei Jahren aufgelöst werde. Aber — und darin liegt die Einladung zur Mitarbeit — er versicherte weiter: „Ich habe mir versagt, einen vernichtenden Sieg (stravincere) zu

erringen, den ich wohl erringen konnte; ich habe mir Grenzen auferlegt; ich habe mir gesagt, daß die höchste Weisheit jene ist, die uns nach dem Siege nicht verläßt." Mussolini mahnt auch, die Diskussion über die Rechtmäßigkeit der Kabinettsbildung den „melancholischen Eiferern des Superkonstitutionalismus" zu überlassen.

Die entschiedenste Werbung um die Gunst der Kammer waren die Ankündigung eines „Ermächtigungsgesetzes" und das Programm einer patriotischen Regierung. Mussolini zeigte damit, daß er nicht unumschränkter Diktator sein wolle. Er verlangte nur Loslösung der Reformaktion von den störenden Einflüssen der Parteien. Der Gedanke des Ermächtigungsgesetzes, der „pieni poteri", war schon von Giolitti aufgeworfen worden. Er war also nicht neu und mit dem Geiste einer parlamentarischen Regierung wohl vereinbar. Er bot auf jeden Fall einen Ausweg aus dem Konflikte, der offen vor dem Parlament lag. Die von Mussolini erbetenen Vollmachten waren übrigens nicht sehr umfassend. Sie bezogen sich nur auf das Finanzwesen und die Neuordnung der Bürokratie. Dabei ist zu beachten, daß Italien noch kein Beamtengesetz hatte, das die Besoldung und Klassifizierung systematisch festlegte.

Mussolini schloß seine Rede mit der Aufforderung zu ernsthafter Arbeit: „So stehe Gott mir bei, damit ich meine harte Aufgabe zum siegreichen Ende führe."

Es war zum ersten Male, daß ein Ministerpräsident in Montecitorio Gottes Beistand erflehte. Mussolini täuschte sich vielleicht über die Wirkung, die diese fromme Geste draußen im Lande hervorbrachte. Sie

war jedenfalls mehr für die Nation bestimmt als für die Deputierten. Man erkannte die Diplomatie, die darin lag. Man erkannte sie vor allem im Vatikan. Mussolini hatte weithin zu erkennen gegeben, daß ihm daran lag, das Wohlwollen der Kurie und der Katholiken zu gewinnen.

In einem Manifest an die Arbeiter hatte Mussolini schon vorher um die Gunst der arbeitenden Klassen geworben. Wenn es den Vertretern der sozialistischen Gewerkschaften darum zu tun gewesen wäre, hätten sie zweifellos eine Vertretung in der Regierung haben können.

In der Diskussion zeigte sich, daß ein Riß durch die Parteien ging. Auch jene, die im Ministerium vertreten waren, bekannten sich nicht geschlossen zu einem Vertrauensvotum. Redner aus der bürgerlichen Linken schlugen Tagesordnungen vor, in denen die Rechte des Parlaments verteidigt wurden. In den Kulissen hatte man von Massendemission der Deputierten gesprochen. Für die Sozialisten hielt Turati eine große Rede, die in einer Ablehnung der Regierung und ihrer Methoden gipfelte. Der Generalsekretär der sozialistischen Gewerkschaften, der Deputierte d'Aragona, beantragte eine Tagesordnung, in der der Schutz der arbeitenden Klassen gefordert war. Die von den Fascisten formulierte Tagesordnung vermied es übrigens, das Vertrauen zur Regierung ausdrücklich hervorzuheben. Der mit 306 gegen 116 Stimmen angenommene Beschluß hat folgenden Wortlaut: „Die Kammer, vertrauend in die Geschicke der Nation, billigt die Erklärungen der Regierung und geht zur Tagesordnung über."

Im Senat gab Mussolini die gleichen Erklärungen ab. Er entschuldigte dabei „die notwendig harte Sprache", die er im Abgeordnetenhause habe führen müssen. Der Senat ist keine gewählte Körperschaft. Die Mitglieder werden vom König auf Vorschlag der Regierung ernannt. Mussolini fand dort zunächst nur Zustimmung.

Mit der formalen Anerkennung der Regierung durch das Parlament war das schwere Problem nicht gelöst, das durch den fascistischen Staatsstreich gestellt worden war. Die Beachtung der konstitutionellen Formen, die Mussolini sich dem Buchstaben nach angelegen sein ließ, verhüllte nicht den wahren Charakter der Diktatur. Die Beschränkung der Preßfreiheit sollte nach Mussolini nur ganz vorübergehend sein. Im Auftreten Mussolinis sah man weit mehr die gebieterischen Gesten als die diplomatischen Kunstmittel, die er gleichzeitig anwandte. Vor allem vertiefte sich der Eindruck, den im Volke die Demütigung der Kammer hervorgebracht hatte. Das große rechtsliberale Mailänder Blatt „Corriere della Sera" stellt in einem Artikel „Form und Inhalt" fest: „Die gegenwärtige Kammer hat einen moralischen Schlag erlitten, der ein tödlicher Schlag ist; sie wird sich davon nicht wieder erholen." Freilich besteht der Gegensatz nicht zwischen dieser Kammer allein und der Regierung. Die Frage der grundsätzlichen Beziehungen zwischen Regierung und Parlament wird aufgerollt. Das Blatt billigt das politische Programm Mussolinis, aber, so sagt es, im Verhältnis zwischen

Parlament und Regierung ist die Form so viel wie Inhalt. Es erklärt, daß ein diktatorisches Regime in Italien nicht von langer Dauer sein könne. Damit war der wunde Punkt des neuen Regimes berührt. Das Volk hatte sich mit der Tatsache der Existenz des Kabinetts abgefunden, aber noch nicht mit der unbeschränkten Dauer.

---

# „Collaborazionismo".

Die Vorlage des Ermächtigungsgesetzes hat die politische Hochspannung entladen. Es war der konkrete Beweis dafür, daß Mussolini konstitutionell zu regieren gedachte. Er verlangte nicht einmal Vollmachten, welche gewöhnlich die Notartikel der Verfassungen den Regierungen erteilen. Das Ermächtigungsgesetz hatte folgenden Wortlaut:

Artikel 1: Um das Steuersystem zum Zwecke der Vereinfachung, der Anpassung an die Notwendigkeiten des Gleichgewichts im Staatshaushalt und der besten Verteilung der Lasten zu ordnen, um ferner die Staatsämter einzuschränken, die öffentlichen Aemter und Anstalten zu reorganisieren, den Betrieb beweglicher zu machen und die Kosten zu vermeiden, hat die Regierung des Königs die Befugnis, bis zum 31. Dezember 1923 Verfügungen zu treffen, die den Wert von Gesetzen haben.

Artikel 2: Im Monat März 1924 wird die Regierung des Königs dem Parlament Rechenschaft ablegen über den Gebrauch, den sie von dieser Befugnis gemacht hat.

Artikel 3: Betrifft Formalien.

Das Parlament hat also seine Rechte auf Kontrolle nicht aufgegeben. Es bewilligte das Gesetz nach einer eingehenden Darlegung des Finanzministers über

seine Absichten. In der Kammer stimmten 215 Abgeordnete dafür, 80 dagegen. Der von der Regierung vorgelegte Wortlaut war noch vorsichtiger gewesen. Darin war im ersten Artikel die Vollmacht nur für den „König unter Verantwortlichkeit seiner Minister“ verlangt worden. Auf Antrag Salandras wurde diese Fassung abgeändert. Der rechtsstehende Sozialist Modigliani hatte einen Zusatzantrag eingebracht, der die verfassungsmäßigen Rechte des Parlaments ausdrücklich wahren sollte. Er zog ihn zurück, Mussolini versicherte in aller Form, daß „Parlament, Kammer und Senat nicht in Rede stehen“.

Im Senat gab Mussolini noch deutlichere Versicherungen, die zugleich seinen Staatsstreich rechtfertigen sollten:

„... ich habe mich nicht am Siege berauscht, ich habe ihn nicht mißbraucht. Wer hinderte mich, das Parlament zu schließen? Wer hinderte mich, eine Diktatur von zwei, drei oder fünf Personen zu proklamieren? Wer konnte einer Bewegung widerstehen, die nicht 300 000 Wählerkarten, sondern 300 000 Flinten darstellte? Niemand. Ich war es gewesen, der sich aus Liebe zum Vaterlande gesagt hat, daß die Impulse und Gefühle und Egoismen den höchsten Interessen der Nation untergeordnet werden müssen.

Und ich habe die Bewegung sofort auf das Geleise der Verfassung geleitet. Ich habe ein Ministerium aus allen Parteien der Kammer gebildet. Ich habe keine Skrupel gefühlt, sogar ein Mitglied des alten Kabinetts hineinzusetzen. Ich hatte acht auf die Wichtigkeit der Sachverständigkeit. Die politischen

Etiketten interessierten mich nicht sehr. Ich habe ein Koalitionsministerium gebildet, habe es der Kammer vorgestellt, habe die Abstimmung, das Urteil der Kammer gefordert; ich habe gedacht, daß die Kammer, diese Kammer, ein wenig verändert wäre, als ich hörte, daß dreiunddreißig Redner sechunddreißig Beschlußanträge eingebracht hatten. Alsdann habe ich mir gesagt, daß es vielleicht nicht nötig ist, das Parlament abzuschaffen, aber daß dem Lande eine gewisse Periode parlamentarischer Abstinenz angenehm wäre. Ich habe also nicht die Absicht, die Kammer und alles das abzuschaffen, was das Resultat der liberalen Revolution gewesen ist . . .“

Das Versprechen war trotz der ironischen Form bündig. Nur hat Mussolini die wahren Gründe seiner vorsichtigen Politik nicht eingestanden. Diese Gründe bestanden doch in der Einsicht, daß ein Uebersieg, ein „stravincere“ seiner Insurrektion selbst gefährlich werden konnte.

Durch sein Eingehen auf die konstitutionellen Anforderungen hat Mussolini dem Parlament den Frieden angeboten. Die Parteien kamen ihm auf der Brücke des Ermächtigungsgesetzes entgegen.

Aber was bedeutete dieser Zustand? War es Aussöhnung mit dem Staatsstreich, war es ein bloßer Waffenstillstand? An und für sich hinderte das Ermächtigungsgesetz mit seinen Beschränkungen auf ganz bestimmte Reformen das Parlament nicht, die Regierung auf jedem anderen Gebiete der Politik zur Rechenschaft zu ziehen. Mussolini hielt es auch für notwendig, wiederholt durch neue Abstimmungen das Bestehen einer Mehrheit bestätigen zu lassen. Der

provisorische Staatshaushaltsplan wurde den beiden Häusern vorgelegt und von ihnen ordnungsmäßig bewilligt. Dabei entspannen sich große politische Debatten. Für die Parteien bedeutete dieser „collaborazionismo“ also zunächst die Selbstbehauptung und die Ueberwindung einer Krisis, die dem Lande schwere Unordnung bringen konnte. Als Gesamtfraktion hatten nur die Sozialisten und die Republikaner sich grundsätzlich gegen die Bevollmächtigung ausgesprochen. Im Namen der Sozialisten hatte Turati gesagt: „Wir ziehen eine Diktatur der parlamentarischen Larve vor, die Sie (Mussolini) beibehalten wollen.“ Der Republikaner Conti vertrat das antimonarchistische Programm restlos.

Ein Vertrauensverhältnis zwischen der Regierung und den Parteien, die ihr die Stimmen nicht versagt hatten, entstand indessen nicht. Mussolini stützte sich auf einen außerparlamentarischen Machtfaktor. Er war bereit, mit dem Parlament zusammenzuarbeiten, er gab sich Mühe, den offenen Konflikt zu vermeiden. Aber die souveräne Entscheidung über das Schicksal der Regierung billigte er der Kammer nicht zu. Er hielt die Fiktion aufrecht, daß sein Ministerium aus einer Volksbewegung hervorgegangen und eine „nationale Regierung“ sei. Es war schon so, wie Turati in seiner Rede gesagt hatte: die Regierung beruhte auf einer Zweideutigkeit. Mit solchen Ventilen kam man über die Periode der stärksten politischen Spannung ohne Explosion hinweg. Aber es war klar, daß auf die Dauer eine so unklare Grundlage nicht ausreichte. In der Tat hat die Regierung die parlamentarische Mehrheit nicht in einen inneren

Zusammenhang gebracht. Alle Abstimmungen der Mehrheit waren wie der Handdruck, mit dem die Boxer nach dem Match sich verabschieden.

Der „Corriere della Sera“, der in seinen rechtsliberalen Anschauungen die Politik Mussolinis sachlich nicht durchaus mißbilligte, hat diese Zustände ohne Unterlaß stark kritisiert. Am 15. April 1923 schrieb er: „Die Zusammenarbeit ist eine patriotische Notwendigkeit und zu gleicher Zeit egoistisch. Aber Zusammenarbeiten kann nicht heißen „Dienen“. Die Mitarbeit verlangen bedeutet eine Aussöhnung von verschiedenen Bestrebungen und Programmen in Bezug auf einige Haupterfordernisse des öffentlichen Wohles oder in Bezug auf einige Probleme, deren Lösung den Charakter einer von allen nationalen Parteien anerkannten Dringlichkeit hat. Nichts wäre schlimmer, als Doppeldeutigkeit für Doppeldeutigkeit zu geben, als eine Zusammenarbeit, die nicht auf jenen Grundlagen ruhte. Denn einerseits hätten die Mitarbeiter das Aussehen, als ob sie die Verantwortung für die eigene Aktion auf die Regierung abwälzen wollten. Sie befänden sich fortwährend unter den Umständen einer schweigenden oder unterwürfigen Berufung auf die stärkere Gewalt. Auf der anderen Seite würden die herrschenden Männer fortfahren, den Mitarbeitern zu mißtrauen und sie eher durch Einschüchterung zu binden als durch die Sympathie, die aus gegenseitiger Achtung und gemeinsamen Zwecken hervorgeht. Auf jeden Fall kann ein solcher Stand der Dinge nicht lange dauern, sondern es müßte ihm entweder ein neues Gleichgewicht oder eine offene Opferung jedes Gleichgewichts folgen.“

Der erste Gewaltakt Mussolinis, der ihn an die Spitze der Regierung brachte, wirkt unheilig fort. Es ist charakteristisch, daß solche Kritiken gerade aus dem Kreise des rechtsstehenden Liberalismus kommen — in Deutschland würde man sie freikonservativ nennen —, aus einer Gruppierung, die den sachlichen Zielen von Mussolinis Politik sehr nahe steht. Jedenfalls macht diese liberale Partei in der neueren Zeit Anstrengungen, sich fester zu konsolidieren, besonders ihre Jugend zu organisieren. Offenbar ist sie von der Ueberzeugung beherrscht, daß sie gegenüber dem Fascismus ihr Eigenleben stärker betonen und vor allem fester abgrenzen müsse.

Am schärfsten haben die Popolari ihre Stellung umrissen. Sie sind die einzig straff organisierte bürgerliche Partei. Bei der Bildung der Regierung Mussolini beschlossen sie, ihre Mitarbeit nicht zu versagen. Sechs von ihren Mitgliedern nahmen als Minister oder Unterstaatssekretäre daran teil. Auf ihrem Nationalkongreß vom April 1923 in Turin konnten sie auf fünf Monate „collaborazione“ zurückblicken. Es fehlte nicht an starken Bestrebungen, aus der Nachbarschaft des Fascismus abzurücken. Die rechtsstehende Gruppe trat allerdings für ein Verbleiben ein. Don Sturzo brachte die Auseinanderstrebenden wieder zusammen. Er umschrieb ganz genau die Linie der Mitarbeit, die gegenüber Mussolini nichts anderes bedeutet als gegenüber Nitti. In der von ihm vorgeschlagenen und vom Kongreß angenommenen Tagesordnung wurde aber vor allem betont, daß die Partei an ihrem Programm, an ihrer Organisation, am konstitutionellen Leben, an ihrer vollen Autonomie

festhalte. Besonders aber wurde verteidigt die Freiheit in der Ausübung der natürlichen und persönlichen, kulturellen, religiösen Rechte gegen jede Verdrehung „im Namen des pantheistischen Staates und der deifizierten Nation".

Mussolini fühlte die stumme Kriegserklärung heraus, die in der Luft des Turiner Kongresses schwebte. Die Verhandlungen waren erfüllt von der Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen. Die Popolari hatten ihre Mitarbeit nicht gekündigt. Aber Mussolini zog sofort die Konsequenzen, er entließ die Mitglieder der Popolari aus seinem Ministerium. Es war deutlich, daß die Popolari die ersten leisen Bewegungen vollzogen, aus denen eine Opposition im Parlament sich entwickeln konnte. Mussolini erblickte nunmehr in ihnen und besonders in ihrem Führer Don Sturzo seine gefährlichsten Feinde. Seine Taktik im Parlament stellte sich darauf ein, diese Opposition im Keime zu töten. Er hat freilich damit auch die tiefste Natur seines Regimes offenbart: er fühlte sich nicht stark genug, eine parlamentarische Opposition zu ertragen. Mussolini kann nur einen ergebenen „collaborazionismo" gebrauchen.

# Der Tod der Freiheit.

Das Wort Freiheit hatte in Italien einen berauschenden Klang. In ihm glühten die Hoffnungen von Generationen auf Befreiung aus der habsburgischen Fremdherrschaft, aus der Bedrückung kleiner Fürstenhöfe, aus der Rückständigkeit im Kirchenstaat, aus dem kulturfeindlichen Absolutismus der Bourbonen im Süden. Die Freiheit war zugleich die Einheit. Der Republikanismus hat sich an dieser Sehnsucht nach Freiheit und Einheit entzündet. Cavour hat es verstanden, diese großartige Bewegung und ihren mystischen Glauben an die „Stella d'Italia" mit seiner Diplomatie der Realpolitik zu versöhnen: das geeinigte Italien erhielt die liberalen Institutionen. Es hat über ein halbes Jahrhundert darunter gelebt. Von der Rechten, die gleich dem englischen Konservativismus fest an diesen Institutionen hing, ging die Führung langsam zu den demokratischen Schichten hinüber. Selbst der Sozialismus schien sich vor dem Kriege in den überkommenen demokratischen Formen ausleben zu wollen.

Gegen diese Geschichte eines Regimes, das Italien zu allen Zielen seiner nationalen Politik hingeführt hat, geht der Fascismus an. Es wurde schon gesagt, daß er nicht imstande war, der liberalen Staatstheorie eine eigene entgegenzustellen, die mehr wäre als ein rasch zusammengestelltes Programm von ein paar

materiellen Reformen. Er zieht auch gegen die Freiheit nur mit Knüppeln zu Felde, er führt einen Guerillakrieg gegen sie wie gegen die Sozialisten.

Der Tod der Freiheit! Das steht als triumphierende Ueberschrift über einem Leitartikel des „Popolo d'Italia". Ich möchte dem Artikel keine besondere Bedeutung beilegen. Er wird die Freiheit in Italien noch nicht totschlagen. Aber seine armen, trockenen Argumente zeigen, wie kümmerlich die theoretische Ausrüstung des Fascismus ist. Der Verfasser zitiert Herbert Spencer, den Philosophen der englischen liberalen Aera, als Kronzeugen gegen den Liberalismus. In seinem Werke „Man versus the State" konstatiert Spencer, daß die fortschreitende Gesetzgebung in den zivilisierten Ländern die individuelle Freiheit mehr und mehr einengt. Was hat das mit dem Begriff der politischen Freiheit zu tun? Die Freiheit des Individuums hat ihre Grenzen an der Freiheit der anderen. Es ist eine sophistische Verwechslung von Gesetz und Willkür. Die Begrenzung der individuellen Freiheit innerhalb der Gemeinschaft kann in jenen Staaten am weitesten gehen, in denen die politische Freiheit am höchsten geachtet wird. Politische Freiheit ist nicht Befreiung von Pflichten gegenüber der Gesamtheit, sie ist die Selbstbestimmung eines Volkes, sie ist das Recht des Bürgers auf freie Meinung, freie Mitarbeit an der Führung der öffentlichen Geschäfte. Diese Freiheit, die in den demokratisch-parlamentarischen Institutionen ihre Organe gefunden hat, ist es, gegen die der Fascismus mit seinen Gewaltmitteln kämpft, die aber durch Niederdrückung immer nur unsterblich gemacht wurde.

In der fascistischen Zeitschrift „Gerarchia" veröffentlichte Mussolini im April 1922 einen Artikel, der in Italien eine erregte Diskussion weckte. „Forza e consenso" war er betitelt. Mussolini faßte darin die Gedanken zusammen, die er in seinen Reden zerstreut schon geäußert hatte. Es ist ein ziemlich platter Empirismus, der da ausgebreitet wird:

„Die Tatsache bedeutet mehr als das Buch, die Erfahrung mehr als die Doktrin. Die großen Erfahrungen des Nachkrieges, jene, die jetzt vor unseren Augen sich vollziehen, zeigen die Niederlage des Liberalismus. In Rußland und in Italien zeigt sich, daß man außer, über und gegen die ganze liberale Ideologie regieren kann. Der Kommunismus und der Fascismus stehen außerhalb des Liberalismus."

Weder das russische Beispiel noch das italienische beweisen etwas gegen die Idee der politischen Freiheit. Sie beweisen nur, daß man ein Volk unter eine Diktatur stellen kann, aber nicht das Geringste für die Berechtigung oder den Nutzen der Gewaltregierung. Und was hat das russische Beispiel Bewundernswertes hervorgebracht? Mussolini hat das russische System sonst in Grund und Boden verdammt.

Mussolini fragt:

„Gab es je in der Geschichte eine Regierung, die ausschließlich auf die Zustimmung der Völker gegründet war und auf irgendwelche Anwendung der Gewalt verzichtete? Eine solche Regierung hat es nie gegeben und wird es nie geben. Die Zustimmung ist veränderlich wie die Bildungen des Sandes am Meeresstrande. Sie kann niemals immer da sein, noch

vollständig. Keine Regierung hat je existiert, die alle ihre Regierten glücklich gemacht hätte."

Weiter heißt es:

„... Die Menschen sind vielleicht der Freiheit müde, sie haben mit ihr eine Orgie gefeiert. Die Freiheit ist heute nicht mehr die keusche und strenge Jungfrau, für die die Generationen der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts kämpften und starben. Für die unternehmende, unruhige, rauhe Jugend, welche sich in der Morgendämmerung der neuen Geschichte zeigt, gibt es andere Worte, die einen viel größeren Zauber ausüben. Es sind: Ordnung, Hierarchie, Disziplin."

Der Artikel schließt:

„Man muß einmal für allemal wissen, daß der Fascismus keine Götzen kennt, keine Fetische anbetet. Ueber den mehr oder weniger verwesten Körper der Göttin Freiheit ist er bereits hinwegmarschiert und wird, wenn nötig, zurückkehren, um noch einmal darüber hinweg zu marschieren."

In der Kammer hat Mussolini einmal gesagt: „Das Volk hat von mir noch keine Freiheiten verlangt, wohl aber Straßen und Wasserleitungen."

Als Mussolini die fascistischen Gewalttätigkeiten zu rechtfertigen versuchte, wählte er Gründe, die wie eine Entschuldigung klangen. Von diesem Gefühl, aus irgendwelchen höheren Zwecken heraus ein Unrecht begreiflich zu machen, ist in seiner Verteidigung der forza nichts mehr zu finden. Hier spricht der pure Diktator. Was er gegen die Freiheit sagt, sind ein paar Behauptungen, die nicht einmal in sich logisch durchgedacht sind. Seine Anhänger zitieren gerne

Mazzini. Sie haben auch dessen Gedanken über die Freiheit zur Rechtfertigung ihrer autoritären Politik herangeholt. Aber Mazzini spricht in Wirklichkeit gegen sie und entkräftet alle ihre Argumente im voraus: „Aber die Freiheit ist nur ein Mittel. Wehe euch und eurer Zukunft, wenn ihr euch daran gewöhnt, sie als einen Endzweck zu betrachten! . . . Eure Freiheit ist nicht die Verneinung jeder Autorität; sie ist die Verneinung der Autorität, welche nicht den gemeinsamen Zweck der Nation vertritt."

Die fascistische Sophistik bleibt an der Oberfläche der Dinge hängen. Wollte oder könnte sie in die Tiefe steigen, dann müßte sie gegen die größten Denker der Menschheit aufstehen. Der Fascio hat auch keinen Geist in seine Reihen gelockt, der dazu fähig wäre. Professor Gentile, der Unterrichtsminister Mussolinis, Philosoph und Schulmann von Beruf, betreibt eifrig seine praktischen Reformen, hat aber den Fascismus noch nicht philosophisch begründet.

Mussolinis demonstrative Verachtung der Freiheit hat in Italien eine tiefgehende Bewegung geweckt. Im Senat hat der Senator Albertini von Anfang an den liberalen Staat und dessen Grundlagen verteidigt. Er zeigte, daß Mussolini vom Liberalismus nur Zerrbilder entwirft, daß gerade der liberale Staat in Italien die Siege errungen hat, aus deren „idealen Werten" der Fascismus seine ganze Lebenskraft ziehen möchte. Albertini setzte die Kampagne in dem von ihm geleiteten „Corriere della Sera" fort. Auch der „Secolo", das alte Organ des linken Liberalismus, beteiligte sich lebhaft an dem Streite. Der bekannte

Historiker Guglielmo Ferrero und Professor Arturo Labriola schrieben eine Reihe von Artikeln gegen den Mussolinischen Kultus der alles vereinfachenden Formel von der Forza e consenso. In den Blättern Don Sturzos, zuletzt im „Popolo", erschien ganz die liberale Auffassung von den politischen Idealen der Freiheit und der demokratischen Institutionen. Der „Mondo", der publizistische Wortführer der Gruppe Nittis, vertrat eine starke Opposition. Die „Voce Republicana" verteidigte die republikanischen Grundsätze mit fanatischem Eifer. Daß die sozialistische Presse, auch der maximalistische „Avanti", gegen die fascistische Politik waren, ist selbstverständlich.

Diese Kritik in der Presse war dem Fascismus unbequem. Sie war nach den Ereignissen vom Oktober 1922 langsam wieder lebendig geworden. Die Wartezeit, die man dem Fascismus bewilligt hatte, war vorüber. Er hatte nicht darauf verzichtet, seine Gewaltmittel anzuwenden. Er kehrte sie bald auch gegen die erwachende Kritik. Der „Corriere della Sera" erfuhr allerhand Belästigungen. In der Provinz bemächtigten sich die Fasci der mit den Zügen ankommenden Zeitungspakete und verbrannten sie. Es kamen die nicht mißverständlichen Drohungen, die an die Zeiten des fascistisch-sozialistischen Bürgerkrieges erinnerten. Das System der Einschüchterung richtete sich ganz besonders gegen die „Albertiniana" des „Corriere", und das Hauptblatt der Fascisten schrieb: „Es ist Zeit, ihm den Ruf: „Es lebe die Freiheit!" in den Hals zurückzujagen."

Gegen den „Secolo" ging man anders vor. Das Blatt wurde mit fascistischem Gelde aufgekauft. Die

Redaktion machte die Schwenkung, die damit verfolgt wurde, nicht mit. Ferrero und die führenden Redakteure traten aus. In ihrer Erklärung betonten sie, daß es „immer Italiener geben wird, für welche die Liebe zum Vaterlande untrennbar ist von der Achtung der Freiheit". Der Fall des „Secolo" zeigt übrigens eine der großen Schwächen in der Organisation der italienischen Presse. Es gibt wenige unabhängige Blätter, die kapitalkräftig und verbreitet genug sind, um sich dauernd selbst zu erhalten. Das System der kapitalistischen Zeitungsgründungen oder des Zeitungsankaufes zu ganz bestimmter politischer Propaganda ist schon so eingefahren, daß die Journalisten traditionelle Sicherungen ihrer Privatinteressen dagegen durchgesetzt haben. Bei einem Zeitungskauf mit politischem Richtungswechsel müssen den Redakteuren genau geregelte Abfindungen gewährt werden, die ihnen den Austritt gestatten.

Es war vorauszusehen, daß der Fascismus auch zu den polizeilichen Mitteln greifen würde, um die Freiheit der Presse zu beschränken. Seit 1848 war man in Italien mit der Preßfreiheit gut ausgekommen. Die piemontesische Regelung wurde nach der Einigung auf ganz Italien ausgedehnt. Die Zensur konnte unter bestimmten Umständen verhängt werden. Sie war während des Krieges wie überall eingeführt worden. Nitti hob sie wieder auf. Die von Mussolini im Juli 1922 erlassene Verordnung greift die Freiheit der Presse grundsätzlich nicht an. Aber sie umgibt die Ausübung mit einem Netz von Stricken, das schlimmer wirkt als eine Zensur. In den Kommentaren wurde sofort an die Polignacschen Presseverordnungen

erinnert, die zum Ausbruch der Julirevolution in Frankreich geführt haben. Mussolini liefert die Presse so ziemlich der Verwaltungsdiktatur aus. Die Präfekten erhalten die Befugnis, die Blätter zu maßregeln. Die Bestimmungen über die Preßvergehen, die solches Vorgehen berechtigen, sind so weitmaschig, daß jede Kritik an der Regierung damit getroffen werden kann. Der Entrüstungssturm, der in den Reihen der Journalisten ausbrach, hat Mussolini zu einigen mildernden Erklärungen veranlaßt. Tatsächlich sind der Verordnung zunächst auch nur kommunistische Organe zum Opfer gefallen. Aber die Verordnung ist nicht aufgehoben. Sie schwebt als beständige Drohung über jedem Leitartikel wie der Verfassungskonflikt über den Beratungen des Parlaments.

---

# Jus murmurandi

Am 8. Juni 1922 hielt Mussolini im Senat eine große Rede. Er sagte darin:

„Ich bestreite den Bürgern nicht das, was man das „jus murmurandi" nennen könnte. Aber man muß nicht übertreiben, man muß nicht Phantasmen aufwerfen, man muß nicht jeden Augenblick die Ohren stellen in der Furcht vor Gefahren, die nicht existieren. Glauben Sie mir, ich berausche mich nicht an Größe, ich möchte, wenn es möglich wäre, mich an Demut berauschen."

Das sagte Mussolini, nachdem er in der gleichen Rede wieder die Selbstherrlichkeit seiner Macht betont hatte. Vom jus murmurandi sprach er beiläufig. Er wandte es auf seine Person und nicht auf sein System an. Aber man kann die politischen Zustände, die der Fascismus in Italien heraufbeschworen hat, kaum besser beleuchten als mit diesem Worte. Der Bürger hat das Recht zu murmeln. Das heißt, er hat nicht das Recht zu murren und noch weniger das jus loquendi, wie ein Senator meinte. Der Fascio herrscht und die anderen dürfen sich in die Ohren murmeln.

Der Senat hatte das jus murmurandi mit Lächeln aufgenommen. Aber damit war es nicht abgetan. Es kehrte in einer sehr ernsthaften Form wieder. Denn die fascistische Wahlreform ist ihrem Wesen nach

nichts anderes als der Versuch, die Beschränkung der Redefreiheit auf das Murmelrecht zu kodifizieren. Diese Wahlreform will durch rein formale Bestimmungen eine Mehrheit von zwei Dritteln für die Regierung sichern, das heißt, die Opposition dauernd in die Minderheit versetzen. Damit wird ihr der Einfluß auf die Gesetzgebung und die Politik genommen. Es bleibt ihr nichts übrig, als Reden zu halten etwa wie der Tragöde, der nur hoffen kann, seine Zuhörer zu Tränen zu rühren. Eine Opposition, die nicht die Aussicht hat, Stimmen für sich zu gewinnen, ist zum Tode verurteilt.

Die Annahme der fascistischen Wahlreform ist zu der stärksten Kraftprobe geworden, die Mussolini im Parlament zu bestehen hatte. Zweifellos war es ihm nicht um das neue Wahlgesetz allein zu tun. Es bot ein sicheres Mittel, gegen die Popolari einen schweren Stoß zu führen. Seit ihrem Turiner Kongreß war die Partei für den Fascio der bestgehaßte Gegner geworden. Sie hatte Miene gemacht, sich vom Joch der fascistischen Einschüchterung zu befreien. Ihre Stärke beruhte auf der Proportionalwahl. Wenn man ihr diesen Boden entzog, dann war sie geschwächt. Sie mußte also den Proporz verteidigen wie ihr eigenes Leben. Sie mußte demnach auch neben den Sozialisten den stärksten Widerstand bieten. Damit wurde sie in eine nicht vorteilhafte Nachbarschaft gedrängt. Sie übernahm auch die Verantwortung für den möglichen Verfassungskonflikt, mit dessen Androhung Mussolini bisher stets seine Mehrheiten erpreßt hatte. Diese Lage der Popolari verschlimmerte sich, da die anderen bürgerlichen

Parteien den Proporz nicht besonders liebten. Von dieser Seite konnten die Popolari also keinen wesentlichen Beistand erwarten. Aber sie waren, wenn sie alle ihre Stimmen vereinten, in der Lage, gemeinsam mit den Sozialisten die Wahlvorlage zu Fall zu bringen.

Es ist schwer anzunehmen, daß Mussolini es auf diesen äußersten Fall abgesehen hatte. Bis dahin hatte er sich sichtlich Mühe gegeben, eine parlamentarische Niederlage mit ihren Konsequenzen zu vermeiden. Aber die Gelegenheit war günstig, die Popolari in schwerste innere und äußere Nöte zu versetzen. Das ist auch tatsächlich eingetroffen, und ein Mann wie Mussolini weiß beim Angriff schon, wo die schwächste Stelle des Gegners ist. Mit der Wahlreform war also zweifellos eine Waffe gegen die Popolari geschmiedet worden.

Doch der einzige Zweck war das nicht. Sie entsprach einer alten Forderung der Fascisten. Schon bald nach ihrem Staatsstreich kamen sie mit ihrer Idee, ihre Macht durch ein neues Wahlgesetz zu befestigen. Das hat noch jeder Usurpator getan. Die Vorstellungen, die sie sich von der Reform machten, gewannen bald festere Form: man fixiert einfach im Wahlgesetz selbst eine feststehende zahlenmäßige Mehrheit und man schreibt diese Mehrheit der fascistischen Minderheit zu. Im Text des Gesetzes wurde also einfach bestimmt, daß die Liste mit der stärksten Stimmenzahl 356 Sitze in der Kammer erhalte. Den Rest von 179 Sitzen konnten sich die anderen Parteien nach dem Verhältnis ihrer Stärke teilen. Auf Antrag der Popolari mußte Mussolini eine einschränkende Bestimmung annehmen. Die siegreiche

Liste darf nicht weniger als 25 Prozent der abgegebenen Stimmen aufweisen. Die Popolari wollten allerdings 40 Prozent ansetzen.

Diese Mechanisierung ist eine Vergewaltigung des Prinzips der Auswahl selbst. In der Tat liefe das System auf eine Ernennung der Abgeordneten der Mehrheit durch die Fascisten hinaus. Der Wahlakt hätte allerdings, da auch die Abgabe von Vorzugsstimmen zugelassen ist, eine Art Plebiszit für Mussolini werden können und sollen.

Der Kampf gegen die politische Unnatur des Projektes wurde in der Kammer mit äußerster Zähigkeit geführt. Die Popolari, bei denen die Möglichkeit lag, die Führung einer oppositionellen Mehrheit zu übernehmen, fanden bei den Rednern der Nittischen Gruppe, bei den Reformsozialisten und Republikanern starke rednerische Unterstützung. Das Ansinnen der fascistischen Regierung wurde als das empfunden, was es in Wirklichkeit war, als ein Anschlag zur Vernichtung jeder ernsthaften und wirkungsvollen Opposition im Parlament.

Mussolini hatte die sachliche parlamentarische Behandlung dem Unterstaatssekretär Acerbo überlassen. Vor der entscheidenden Abstimmung nach der Generaldiskussion mußte er sich indessen selber einsetzen. Er hielt seine erste „parlamentarische" Rede: Er ging ausführlich auf die Einwendungen der Gegner ein und versuchte sie zu widerlegen. Man fühlte einen wärmeren Ton, es fehlten die Grobheiten, die verletzten. Mussolini wußte, was auf dem Spiele stand. Er befand sich vor der Entscheidung, der er bis jetzt immer aus dem Weg gegangen war. Kam der

offene Konflikt mit der Kammer jetzt, dann war es ein Fehler, ihn nicht im ersten Augenblick ausgetragen zu haben. Denn die acht Monate fascistischer Regierung hatten das Prestige nicht erhöht. Der Bruch mit der Kammer wäre also ein Rückschritt in eine überwundene akute Krisis gewesen. Das einzige konstitutionelle Mittel, die Auflösung der Kammer, lag nicht im Interesse der Regierung. Denn der Ausgang der Neuwahlen war sehr ungewiß. Der Fascio hätte wieder mit einem bürgerlichen Block paktieren müssen. Es gab also nur die Wahl zwischen dem Verfassungskonflikt und den letzten höchsten Anstrengungen, die Annahme des Entwurfes durchzusetzen.

Diese Lage der Regierung war allen deutlich bewußt. Von großer Bedeutung für die versöhnliche Lösung war zweifellos die Haltung Giolittis gewesen. Er war Vorsitzender der Kommission und hatte sich für die Grundlinien des Regierungsentwurfs ausgesprochen. Giolittis Politik hat immer über den nächsten Tag und den nächsten Anlaß hinaus geblickt. Täuschten sich die Fascisten nicht, wenn sie nun eine automatisch sich einstellende Mehrheit erwarteten? Wie schon erwähnt, konnten sie kaum wagen, unabhängig in den Wahlkampf zu gehen. Sie mußten einen Block bilden, wenn die ganze Reform sie nicht der Gefahr aussetzen sollte, eine offene Niederlage zu erleiden. Für jeden tiefer blickenden Politiker war aber auch klar, daß der Fascio selbst in eine schwere innere Krisis geraten würde, sobald er vor die Auswahl seiner Kandidaten zu treten hätte. Die Wahlreform sollte doch für alle Führer in der Provinz das Sprungbrett zum Parlament bilden. Mit der

Einbringung der Vorlage hatte Mussolini diesem Drange zur Macht nachgegeben. Die Disziplin war in der Partei ohnedies nur mit der größten Mühe aufrecht zu erhalten. „Die Wahlen sind der Feind," gestand einige Wochen später der „Popolo d'Italia" offen ein, „das Gesundungswerk der Regierung ist noch nicht vollendet, das Land hat noch nicht die Grundlagen, um es zu beurteilen." Und weiter: „Durch die nächsten Wahlen hindurch würde der Parlamentarismus die fascistische Revolution aufsaugen."

Die Entscheidung über das Gesetz wurde wieder rein politischer Natur. Mussolini stellte die Vertrauensfrage. Die entscheidende Abstimmung über den Eintritt in die Einzelberatung brachte 235 Ja und 139 Nein, bei 79 Enthaltungen. Die Gegner waren in der Hauptsache die Sozialisten. Die Stimmenthaltung war der Ausweg für die Popolari gewesen, die selber mit einer schweren Erschütterung aus der Krisis hervorgingen.

Mussolini hatte keine Eile, den von der Kammer angenommenen Entwurf vor den Senat zu bringen und ihm damit Gesetzeskraft zu verleihen. Er hatte auch, wie er sofort hören ließ, keine Eile, Neuwahlen auszuschreiben. Das bestätigt, daß in seinem Kopfe sich verschiedene Pläne gekreuzt haben. Nach einer Richtung konnte er ganz zufrieden sein. Die Popolari hatten im Kampfe ihren rechten Flügel und ihren Führer verloren. Don Sturzo trat plötzlich vom Generalsekretariat der Partei zurück. Die Fascisten machten daraus den größten Sieg. Die Motive für den Rücktritt Don Sturzos sind nie öffentlich eingestanden worden. Aber, wie wir später sehen werden, sind

Intrigen im Vatikan nicht ohne Wirkung geblieben. Noch war Don Sturzo Priester und zum Gehorsam verpflichtet, zum Gehorsam sogar gegen ein Gebot, das besser nicht formell erteilt wurde.

Was wird nun Mussolini mit seinem Wahlgesetz machen? Ihre schärfste Spitze kehrt diese Waffe gegen die Popolari. Vielleicht tut sie ihre beste Wirkung, wenn sie nur als Drohung gebraucht wird. Wird er Neuwahlen ausschreiben, sobald er des fascistischen Sieges sicher ist? Das wäre das Ende des Parlaments, denn ein Parlament ohne Opposition ist ein Unsinn. Das jus murmurandi ist kein Recht, sondern eine Rechtlosigkeit.

# Moskauer Muster.

Rom und Moskau sind uralte Gegensätze, uralte Konkurrenten. Es war der Traum der orthodoxen Kirche, Moskau zum „Dritten Rom" zu machen. Durch Lenin und Mussolini sind die beiden Städte wiederum zu Polen entgegengesetzter Strahlungen geworden: in Rußland die Diktatur des Proletariats, in Italien die Diktatur gegen das Proletariat. Beim Kreml wurden die Lehrtempel des atheistischen Marxismus errichtet — im Parlamentshaus von Montecitorio, wo seit dem Bestehen Italiens die Politik in Feindschaft lebte mit der Kirche, fleht jetzt der Ministerpräsident wieder den Segen Gottes auf seine Arbeit herab. An der Mochowaja, im Heim der kommunistischen Internationale, wird mit modernster Theorie der Herd der Weltrevolution in Glut gehalten — im Palazzo Venezia, dicht beim Kapitol, ruft der Schöpfer des Fascismus die Geister des alten Rom wach, um ein Volk zur Fieberglut des Nationalismus zu erhitzen.

Zwei Welten, die sich auszuschließen scheinen! Aber sie sind Brüder im Geiste der Gewaltsamkeit. Der Fascismus gleicht dem Bolschewismus, wie zwei gegnerische Heere sich gleichen. Organisation, Strategie und Taktik sind die gleichen auf beiden Seiten. Mussolini, der Jüngere, hat zweifellos von Lenin gelernt, wie man eine Staatsgewalt erobert. Die

Bolschewiken sind Marxisten, sie glauben an die vom Kapitalismus selber vorbereitete Weltrevolution. Aber sie haben nicht gewartet, bis die Entwicklung sie zu diesem Ereignis hinführte. Sie haben die Entwicklung mit militärischen Mitteln beschleunigt. Sie schlugen den Zarismus mit seinen eigenen Waffen, mit seinen Soldaten. Die bewaffnete Arbeitermiliz, auch auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruhend, bildete die Keimzellen der bolschewistischen Macht und Revolution.

Wie war es in Italien? Mussolini schuf sich seine Fasci, seine squadre, seine Miliz. Es waren bewaffnete Organisationen, im letzten Grunde nichts anderes als die Arbeiter- und Soldatenräte, aus denen zuerst die rote Garde und dann die rote Armee entstand.

Man mag einwenden, daß diese Aehnlichkeit der revolutionären Machtmittel noch keine Verwandtschaft bedeutet. Soldatenräte und Fasci sind eben Produkte des Krieges gewesen. Jedenfalls aber hat das russische Beispiel zuerst bewiesen, daß man mit Soldaten am einfachsten eine Revolution vollführt.

Der eigentliche Parallelismus beginnt jedoch erst nach der Eroberung der Staatsmacht. Wie wird Rußland heute regiert? Die kommunistische Partei, eine verschwindende Minderheit, herrscht autokratisch. Neben ihr gibt es einen wohlgegliederten Regierungsorganismus, Ministerrat, Ministerien, sogar einen Embryo von Parlament, dem die Regierung Rechenschaft ablegen soll. Aber die politische Entwicklung wird ganz und gar von der kommunistischen Partei bestimmt. Sie regiert nicht, aber sie herrscht. Wenn man genau zusieht, wird man entdecken, daß auch

sie noch beherrscht wird von einer Art Direktorium, das niemals nach außen zum Vorschein kommt.

In Italien ist es nicht anders. Die bewaffneten Scharen, die zuerst nur nach Rom marschieren durften, sind zugleich Partei. Auch sie regiert nicht und herrscht. Ihre Organisation läuft durchs ganze Land neben dem staatlichen Behördenapparat. Sie kontrolliert, sie terrorisiert die offizielle Bürokratie. Sie tritt eigenmächtig auf, sie fühlt sich als Herrin des Landes. Sie übt eine Diktatur aus, die sie keineswegs dem obersten Diktator allein überlassen möchte. Wohl hat Mussolini versucht, gegen diese Gewohnheiten der provinzialen und örtlichen Parteiverbände aufzutreten. Er hat ihnen verboten, sich in die Geschäfte der staatlichen Behörden einzumischen. Aber es gelingt ihm nicht, diese Uebergriffe und Gewaltsamkeiten der Parteigenossen zu unterbinden. Immer wieder muß er mit allen Härten der Disziplinargerichte der Partei gegen sie einschreiten. So ist es auch in Rußland, wo die Zentrale Moskau kaum Herr wird über die lokalen Räte, die auf eigene Faust Politik und Verwaltung machen.

Das sind Begleiterscheinungen, die mit der Zeit vielleicht verschwinden, wenn das Regime dauert. Sie sind Auswüchse, deren Bösartigkeit noch nichts gegen die Gesundheit des Körpers beweist. Aber in ihnen ist nicht der Kern des Problems zu suchen. Der Kern liegt in der Existenz einer Doppelregierung, besser einer Nebenregierung mit versteckter Diktatur. Der „Gran Consiglio" der fascistischen Partei ist das Forum, vor dem die Fragen der Politik zuerst behandelt werden. Mussolini bestreitet, daß der Groß-

rat der Partei eine Suzeränität über den Ministerrat ausübe. Es besteht auch kein Zweifel, daß er seine Selbständigkeit als Ministerpräsident nicht einem Konsilium von Männern opfert, die unter seinem Stern nach Rom gekommen sind. Doch die Tatsachen sind da. Gewiß, in die unmittelbaren Regierungsgeschäfte läßt sich Mussolini nicht hineinpfuschen. Aber in der Personalunion zwischen Vorsitzendem des Ministerrates und des Großrates lassen sich nicht alle Fluida ausscheiden, die in beiden Organen hin- und herströmen. Mussolini setzt seine Autorität in der Regierung zweifellos stärker und sicherer durch als in der Partei. Denn die Partei muß er sich erhalten. Sie ist der Grundstein seines Hauses. Der Duce und Condottiere mag seine Truppen in fabelhafter Disziplin lenken, er ist an sie gebunden, weil er ohne sie nichts ist.

Der „Gran Consiglio" ist eine Nebenregierung, er ist nicht bloß die oberste Instanz, die keine Partei entbehren kann. Er beschäftigt sich mit allen wichtigen Problemen der Politik, nimmt Stellung dazu, und erst wenn er sie begutachtet hat, werden sie von der Regierung in Angriff genommen. Es ändert wenig an den Dingen, daß dabei die Initiative bei der Regierung liegt und daß es nicht der Großrat ist, der die Fragen aufwirft oder einfach die Wünsche der Partei formuliert. Entscheidend ist, daß der Regierungschef die Nebenregierung konsultiert und konsultieren muß. Auch in parlamentarisch regierten Ländern muß der Ministerpräsident in Fühlung mit seiner Partei bleiben. Aber dort lösen sich die Schwierigkeiten einfach. Ein parlamentarischer Regierungschef kann jeden Augen-

blick zurücktreten. Das liegt im Wesen der Sache. Für Mussolini wäre ein Rücktritt der politische Tod. Er ist fürs Leben mit seiner Partei verbunden — wenigstens so lange sie das Fundament seiner Macht bleibt. Vorläufig ist sie es noch, und sie will sich diese Eigenschaft nicht abstreifen lassen.

Die Geheimnisse des Fascio sind nicht leicht zu ergründen. Daß aus dem Nebeneinander einer terroristisch wirkenden Parteiorganisation und des Staatsapparates bestimmte Ueberschneidungen entstehen, das ist selbstverständlich und im Umriß von außen zu erkennen. Die Mißstände sind aber so weit gereift, daß ein Fascist, der Abgeordnete Professor Misuri, eines Tages die Flucht in die Oeffentlichkeit ergriff. Er war aus der Partei ausgeschlossen worden. Am 30. Mai 1922 hielt er in der Kammer eine große Rede, die keineswegs wie der Erguß persönlichen Grolls wirkte. Was er vorbrachte, war sachlich so einleuchtend, daß nach Schluß der Rede zwei fascistische Abgeordnete — keine ausgestoßenen — ihn beglückwünschten. Es schien ihnen ein Stein vom Herzen gefallen zu sein.

Misuri beklagte vor allem, daß unter dem System der Parteidiktatur die Regierung die moralische Kraft verliere. Die Regierung müsse durch die freie Anerkennung einer parlamentarischen Opposition sich den freien „consenso" erwerben, den die materielle Kraft mit allem Zwang nicht gewinnen kann. Er bedauerte, daß die Regierung sich fascistisch nenne, also sich selbst als das Organ einer Parteiherrschaft anerkenne. Er schilderte die fascistische „Elephantiasis". Der Fascismus dringt in alle Poren des staatlichen

Organismus ein. Viele Posten werden mit Parteiangehörigen besetzt. Aber das ist nicht das schlimmste. Solche Irrtümer könnten mit der Zeit korrigiert werden. Das schlimmste ist, daß die Masse der Beamten ihre Würde verlieren und aus Angst um ihr Amt sich dem Fascismus anschließen. Misuri beleuchtete weiter die Verwischung der Grenzen zwischen dem Ministerrat und dem Großrat der fascistischen Partei. „Es war die Partei, die der Regierung die Direktiven gab." Er leuchete noch in eine andere Ecke hinein. Das Ministerium des Innern ist nicht besetzt. Mussolini, mit dem Aeußern schon sehr belastet, verwaltet es selber. Das bringt Nachteile mit sich. „Aber an die Seite des Ministerpräsidenten hat die herrschende Partei als Generalsekretär ihren eigenen Generalsekretär gesetzt."

An sich haben Misuris Klagen nichts Ueberraschendes offenbart. Was seiner Rede die tiefe Wirkung verschaffte, war die aus ihr sprechende Enttäuschung eines Fascisten über den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit des fascistischen Staates. Der Fascismus überflutet den Staat mit seinem Blute, das ihm nach dem ursprünglichen fascistischen Rezept nur als Heilserum in die Adern geimpft werden sollte. Der Fascismus herrscht für die Partei und nicht für das Volk. So herrscht in Rußland die kommunistische Partei für sich und ihre Theorie.

---

## Die Sorgen des Condottiere.

Disziplin ist fast immer das erste und letzte Wort in Mussolinis Reden an seine Gefolgschaft. Nicht bloß weil sie das einzige feste Band ist, das den Fascio zusammenhält und darum wie ein heiliges Feuer stets bewahrt werden muß. Mussolinis unablässige Mahnungen sind vom positiven Mangel an Disziplin hervorgerufen. Das Heer der Fascio ist wie jedes Heer eines Condottiere: es will etwas zu tun haben, der faule Friede behagt ihm nicht. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß die Fascisten heute noch wie beim Marsch auf Rom Mussolinis erstem Rufe willenlos, begeistert folgen würden. Der Zauber des Duce würde wieder seine volle Wirkung tun. Seine Macht ist ungebrochen, sobald er sie zu lebendiger Aktion mobilisiert. Aber man kann nicht jeden Tag Rom erobern. Es ist schwerer, die eroberte Macht auszuüben. Im Gefühl des Sieges hat der Fascio in seiner Masse nicht die Mäßigung bewahrt, die der Führer verlangte. Mussolini bog sofort in die Bahnen der Konstitution ein, aber die Fascisten fanden nicht sofort den Weg zur Legalität. Sie führten ihren Guerillakrieg gegen die Sozialisten weiter. Was in den Augen des Ministerpräsidenten schlimmer war, sie führten ihn auch gegen die Parteien, die ihm im Parlament ihre Unterstützung liehen. Besonders

bevorzugt waren die Popolari. Ihre Organisationen in der Provinz wurden von Sturmtrupps heimgesucht. Die altgewohnten Gewalttätigkeiten spielten sich ab. Mussolini zögerte nicht, die Gerichte eingreifen zu lassen. Man hatte damals in Italien die Empfindung, daß die fascistischen Uebergriffe erst bestraft wurden, seitdem der Fascismus die Regierung in Händen hatte.

Nach und nach verschwanden die gröbsten Gesetzesverletzungen. Aber dann kam der systematische Terror gegen die Gemeinderäte mit nicht fascistischen Mehrheiten. Auch diese Stürme richteten sich in der Hauptsache gegen die Stellungen der Popolari und der Liberalen. Das Verfahren war sehr einfach. Der örtliche Fascio stellte der Gemeindeverwaltung ein Ultimatum, in dem der Rücktritt gefordert wurde. Neuwahlen wurden nicht anberaumt. Aber die Regierung ernannte einen Kommissar, der die Geschäftsführung übernahm. Der fascistische Staat setzte die Staatsautorität so wenig ein wie die anderen Ministerien vor ihm, obwohl der Fascio es als eine seiner höchsten Aufgaben bezeichnet, diese Autorität wiederherzustellen. Auf gewalttätige Weise, die wieder Blut fließen machte, haben die Fascisten im Mollinese sich der Genossenschaften bemächtigt. Mussolini selbst stellte den Frieden mit den Ueberfallenen her, aber der Pakt war ein Diktat. Die Zeitungen berichten sehr häufig von solchen Gewaltakten. Sie werden wahrscheinlich erst aufhören, wenn der Fascio überall seine Herrschaft fest errichtet hat.

Aber dann würden dem Oberhaupt andere Sorgen bereitet, die ihm auch heute schon üppig aufsprießen: die häuslichen Streite in den Ortsgruppen oder Provinzialverbänden. Die Partei ist so weit gekommen, eine Art formeller Disziplinargerichtsbarkeit einzurichten. Diese Streitigkeiten haben die mannigfachsten Anlässe, Eifersüchteleien zwischen den Führern, Uebergriffe einzelner Persönlichkeiten, Reibungen mit den Regierungsbehörden. Diese Vorfälle dürfen, soweit sie für den Bestand des Fascismus in Betracht kommen, nicht überschätzt werden. Sie sind oft Ausbrüche des Temperaments, sie werden meistens beigelegt, sei es auch mit der Ausstoßung von Mitgliedern. Aber sie erhöhen das Ansehen des Fascismus nicht, und für die Regierung bedeutet die Häufung solcher Zwischenfälle keine angenehme Arbeit. Sie erfordert fast immer ein Eingreifen Mussolinis selbst. Manchmal handelt es sich auch um die Beseitigung von Persönlichkeiten, die moralisch nicht sehr für einen wichtigen Posten qualifiziert waren. Bei den schweren Reibungen in den Organisationen von Rom und der Provinz Lazio wurde der Abgeordnete Farinacci als Spezialkommissar mit der Aufgabe betraut, Ordnung zu schaffen. Er setzte ganz neue Personen in die Vorstände. Mussolini schrieb ihm einen Dankesbrief für die erworbenen Verdienste: „Ich glaube, daß es nötig sein wird, die gleichen Methoden intelligenter Chirurgie auch in einigen anderen Regionen Italiens anzuwenden." Vielfach glimmt der Streit im stillen, ohne zum offenen Ausbruch zu kommen.

Der ernsteste solcher Vorfälle spielte sich in den obersten Regionen des Fascismus ab. Der Exekutivausschuß des Gran Consiglio verhängte über eines seiner Mitglieder den Ausschluß aus der Partei. Das Vergehen dieses Mitgliedes bestand in der Behandlung delikater innerer Angelegenheiten in der Presse. In dieser öffentlichen Kritik wurden die starken Anwandlungen von Selbständigkeit bei den „Provinzhäuptlingen" ans Licht gezogen. Als Mussolini von der Strafmaßnahme erfuhr — der Betroffene war einer seiner ältesten Mitarbeiter und ein naher Freund —, zwang er die Mitglieder des Exekutivausschusses, ihre Entlassung einzureichen. Der Spruch wurde annulliert. Allerdings erging auch das generelle Verbot, Angelegenheiten der Partei öffentlich zu erörtern. Jus murmurandi auch hier.

Ein Gegensatz, der im ganzen Lande durch den Fascismus hindurch geht, ist die Spannung zwischen den Veteranen und den neuen Zuläufern. Die Veteranen glauben Anspruch auf besondere Berücksichtigung zu haben, wenn Plätze zu besetzen sind. Die „Neuen" sind meistens technisch besser qualifiziert. Das erklärt zum Teil ihren Zulauf zum Fascismus nach dem Staatsstreich. Aber unter den Helden der „fünf Tage" der Revolution befinden sich genug Mitglieder, die nicht die zuverlässigsten Elemente in der Partei darstellen. Darüber wurde in früheren Kapiteln schon gesprochen. Die „große Reinigung", von der so viel geredet wird, scheint allerdings niemals und nirgends mit Strenge durchgeführt worden zu sein. Die hohen Ideale des Fascismus gehen in einer Wirklichkeit von Kompromissen unter, die

den so schwer verurteilten Zuständen in den anderen Parteien nichts nachgibt. In Frankreich hatte Briand, von dem Mussolini manches abgucken kann, diese örtlichen Infektionsherde die „mares stagnantes" genannt. Aber er hat sich ihrer dennoch bedient.

Tiefe Spaltungen hat an vielen Orten die Zugehörigkeit von Mitgliedern zur Freimaurerei erzeugt. Jedenfalls wurden diese Mitglieder eines Tages durch einen Befehl von oben aufgefordert, sich für den Fascio oder für die Freimaurerei zu entscheiden. Auch diese Maßnahme zur Sicherung der inneren Einigkeit ist nicht unerbittlich durchgesetzt worden. Es scheint so ziemlich alles beim alten geblieben zu sein. Die Imponderabilien der Politik sind oft stärker als die Prinzipien. Auch der Fascismus wird dieser Sünden bloß.

Die Geschichte des Fascio ist eine ununterbrochene Reihe innerer Spannungen. Die Partei ist eben nur durch gewisse gemeinsame Ziele, nicht aber durch eine geistig einigende Weltanschauung verbunden. Die Fusion mit dem „Partito Nazionalista", die im Februar 1923 vollzogen wurde, ist ein äußerlicher Machtzuwachs, der die inneren Gefahren eher vermehrte. Diese Partei ist schon vor dem Kriege gegründet worden. Sie war die Seele des Irredentismus. Ihren großen Aufschwung nahm sie nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina durch Oesterreich, die in Italien das Nationalempfinden aufs tiefste aufgestachelt hatte. Auf ihrem Kongreß von Rom im Jahre 1912 präzisierte sie ihre allgemeinen Bestrebungen innerpolitisch im Sinne des

Konservativismus. Sie erklärte sich gegen Sozialismus, Demokratie und Freimaurerei. Nach dem Kriege organisierte sie ihre Kampfverbände der „Sempre pronti“, die, wie früher schon besprochen wurde, auch am fascistischen Staatsstreich teilnahmen. Zahlenmäßig stark war die Partei nie gewesen. Aber mit ihrer Presse hat sie — so auch beim Streite um die italienische Intervention im Weltkriege — eine große Wirkung ausgeübt.

Die Fusion war die Folge eines Druckes des Fascio auf die Nationalisten, die beiden Parteien wurden in den „Partito Nazionale Fascista“ verschmolzen. Im Vertrag wurde festgesetzt, daß in Rom unter dem Vorsitz von Mussolini ein „Institut für nationalistische Kultur“ errichtet werde.

Weniger Glück hatte der Fascio mit seinen Werbungen bei den Kriegervereinen. Die „Associazione Nazionale Combattenti“ ist unpolitisch, aber selbstverständlich national gesinnt. Sie hat ebenso selbstverständlich Sympathien für eine Regierung, die die „Auswertung des Sieges“ zum Leitgedanken ihrer Politik erhebt. Bei den großen Siegesfeiern in Rom kommen die Vereine zu tausenden mit ihren Fahnen. Aber der Verband der Kriegervereine hält sehr darauf, nicht im Fascismus aufzugehen. An vielen Orten bestehen keine sehr guten Beziehungen zwischen Kriegerverein und Fascio. Personenfragen mögen oft die Ursache sein. Der allgemeine Grund für die Unstimmigkeiten ist das Bestreben der Fascisten, die Kriegervereine zu beherrschen und in ihre Politik hineinzuziehen. Aus diesen Reibungen ist der Vorschlag aufgetaucht, besondere fascistische

Kriegervereine zu gründen und in einem eigenen Landesverband zusammenzuschließen. Mussolini hat diese Pläne vernichtet. Es wäre kein Vorteil für den Fascismus, in den Kreisen des hochgehenden Patriotismus eine Spaltung hervorzubringen. Er bedarf der Atmosphäre, die bei den Festen die allgemeine Siegesbegeisterung dem Staate und der Regierung zuträgt. Er hat sie nirgends besser als in der „collaborazione" der Kriegervereine. Die örtlichen Streitigkeiten sind nicht so leicht zu beseitigen. Aber die Leitung der Associazione und die der fascistischen Partei haben ein Abkommen geschlossen, das auch in den Unterverbänden sich friedenstiftend auswirken soll. In dem Abkommen verspricht man, sich gegenseitig zu verständigen, soweit gemeinsame Angelegenheiten in Frage kommen.

Ein Sorgenkind für Mussolini sind paradoxerweise seine „Schwarzhemden" geworden. Sie waren unmittelbar vor dem Staatsstreich eine Condottieren-Armee neben der königlichen Armee. Wenn es zweifelhaft schien, ob die Soldaten des Königs auf die Soldaten Mussolinis geschossen hätten, ob vor allem das Offizierskorps zum Kampfe gegen die squadre der Fascisten bereit gewesen wäre, so war kein Zweifel darüber, daß die Armee die Schwarzhemden mit Vorsicht betrachtete. Als Mussolini den General Diaz, den siegreichen Oberbefehlshaber, zum Kriegsminister machte, wollte er ihm einen seiner Fascistengenerale als eine Art Generalsekretär ins Ministerium setzen. Diaz lehnte ab, obwohl es sich um einen früheren aktiven General handelte. Das Verhalten des hohen Kommandos hat zweifellos auch

Mussolinis politische Mäßigung beeinflußt. Nicht daß der Duce des Fascismus sich über Mangel an Vertrauen zu beklagen gehabt hätte. Die Generalität hatte keinen Grund, einer „nationalen Regierung" ihre freie und freimütige Mitarbeit zu versagen. Aber die feine und doch bestimmte Grenzlinie mußte bleiben, und sie ist geblieben.

Mussolinis Aufgabe war nicht leicht. Die Fasci mit ihrer militärischen Organisation waren die Bürgschaft seiner persönlichen Machtstellung. Aber er konnte sie auch nicht — ganz abgesehen von den Kosten — als eine Art mobilisierbares Rebellionsheer fortbestehen lassen. Er machte sie also zunächst zu einer Miliz des Staates neben dem Heere. Sie war auf ihn vereidigt. Sie war ein bewaffneter Körper „im Dienste Gottes und des Vaterlandes, zu Befehl des Hauptes der Regierung". Im Senat hat Mussolini gesagt, daß er die Miliz, die doch das Organ einer Partei war, nicht gut unter den König stellen konnte. Mit diesen ausweichenden Worten zeichnete er aber nur die Doppeldeutigkeit des ganzen Verhältnisses. Wie sollte sich das reguläre Offizierskorps zu diesem Fremdkörper verhalten? Das war ein ungelöstes Problem, das nur mit vielem Takte umgangen werden konnte. Denn in der Miliz waren viele Offiziere, die in der Armee nicht sehr gefielen.

In seiner ruhigen Entschlossenheit hat Mussolini einen Schritt weiter getan. Er gliederte die Miliz der Armee ein. Scheinbar vermehrte er sie zugleich. Er setzte die Stärke auf 500 000 gegen 300 000 fest, machte aber zwei Aufgebote daraus, die im Grunde die Aufgabe einer Art vormilitärischer Ausbildung und

nachmilitärischer Fortbildung haben. Ihre Eigenschaft als politische Organisation hat die Miliz nicht verloren. Darum soll sie auch erhalten bleiben, und um ihr eine Funktion im Staatsleben zu geben, soll sie Polizeitruppe werden. Das stehende Heer braucht dann nicht mehr zu Polizeidiensten herangezogen zu werden. Für Mussolini bedeutet das eine Stärkung des Prätorianercharakters der Miliz. Der Gedanke einer besonderen Polizeitruppe ist nicht neu. In der schwierigen Zeit der Demobilmachung hatte Nitti die „Guardie Regie" als ein Polizeikorps gebildet, das dem Heere das Eingreifen in innere Wirren ersparen sollte. Bei der polizeilichen Tätigkeit der Mussolinischen Miliz ist es allerdings vorgekommen, daß die Miliz gegen die Carabinieri, die königliche Gendarmerie, auftrat. Die Carabinieri wollten fascistische Ausschreitungen unterdrücken und die Miliz beschützte ihre Parteigenossen.

---

# Die Werbung um die Gewerkschaften.

„Ich wäre glücklich gewesen, in meinem Kabinett direkte Vertreter der organisierten Arbeiter zu haben," sagte Mussolini in seiner großen Kammerrede vom 16. Juli 1923. Es war nicht mißzuverstehen, an welche Adresse diese Worte gerichtet waren. Sie waren übrigens nur eine genauere Umschreibung von früheren ähnlichen Anspielungen. Wiederholt hatte Mussolini im Parlament mit Nachdruck versichert, er wolle nicht gegen das Proletariat regieren. Wenige Tage später erhielten der Generalsekretär der sozialistischen Gewerkschaften d'Aragona und vier andere Gewerkschaftsführer eine Einladung zu einer Aussprache mit dem Ministerpräsidenten. In einem langen Gespräche wurden die Probleme der Gewerkschaftspolitik erörtert. Ein unmittelbares Ergebnis hatte die Unterhaltung nicht. Die Arbeitervertreter konnten keine Entscheidung treffen, ohne ihre Verbände oder mindestens den großen Nationalausschuß zu befragen.

Aber auch ohne diesen Mangel an Vollmachten wäre kaum irgendeine Abmachung zustande gekommen. Noch ist die Entfernung zwischen der sozialistisch gesinnten Arbeiterwelt und dem Renegaten an der

Spitze des Staates zu groß. Der Kleinkrieg der Fascisten gegen die Arbeiterorganisationen ist noch nicht erloschen. Mussolini war zu ungeduldig. Die aus den verletzten Gefühlen entspringenden Hemmungen brauchen Zeit, um sich zu lösen. Gewiß, es gibt unter den Führern einzelne, die den Verlockungen Mussolinis nicht unzugänglich wären. Aber sie würden Gefahr laufen, im Ministerium ohne Gefolgschaft anzukommen. Mussolinis Geste war deutlich genug gewesen, obwohl in der Unterredung die Frage eines unmittelbaren Eintritts in die Regierung nicht aufgeworfen worden war. „Die Zeiten laufen mit äußerster Geschwindigkeit," sagte Mussolini zu den Gewerkschaftern, „man muß in den ersten Zug springen, der vorbeifährt; das Proletariat kann nicht in einer messianischen Erwartung dahinleben, und Sie, Gewerkschaftsführer, wissen, daß die politischen Parteien manchmal schwere Irrtümer begangen haben."

Worauf kam es dem Haupte des Fascismus an, das im Kampfe gegen den Sozialismus zur Macht gelangt war? In der Unterredung soll Mussolini den Gedanken hingeworfen haben, ob es nicht möglich wäre, in Italien eine Arbeiterpartei nach Art der englischen Labour Party zu bilden. Hier hat er den Schleier ein wenig gelüftet. Seine Werbung um die Gewerkschaften sollte zugleich deren Scheidung vom politischen Sozialismus einleiten. Es ist durchaus begreiflich, daß Mussolini als Staatsleiter seinen Frieden mit den Arbeitern machen will. Die Arbeiter liefern in Italien die Stimmen für die Massenparteien. Die Arbeiterfrage ist noch immer eines der wichtigsten

innerpolitischen Probleme, wegen der großen Auswanderung auch eine außenpolitische Angelegenheit. Eine Regierung, die hier Gutes wirken will, braucht die Fühlung mit diesen Klassen, ihre Sympathien sogar. Sie hat auch nicht gezögert, den Achtstundentag im Prinzip zu dekretieren. Für Mussolini, der seine Laufbahn in dieser Gemeinschaft begonnen hatte, sprechen vielleicht auch persönliche Bedürfnisse mit.

Aber alle diese Gründe reichen kaum aus, Mussolinis Taktik zu erklären. War diese Anbiederung ein Versuch, die sozialistischen Gewerkschaften zu spalten? Wie schon gesagt wurde, fehlte es nicht an Opportunisten, die bereit wären, in den Zug einzusteigen. Damit wäre der „Confederazione generale del Lavoro" eine schwere Probe auf ihren inneren Zusammenhalt auferlegt. Denn die Kommunisten sind darin geblieben und würden eine solche Schwenkung nicht mitmachen. Sicherlich war sich Mussolini wohl bewußt, daß eine „collaborazione" der Gewerkschaften mit der Regierung der politischen sozialistischen Partei einen harten Stoß versetzen würde. Die Gewerkschaften hatten ihren Bund mit der politischen Partei schon längst gelöst und sich für apolitisch erklärt. Der Weg zur Mitarbeit an der Regierung wäre also durch keinen politischen Pakt mehr versperrt. Aber diese Loslösung ist nur formal, denn zwischen Partei und Gewerkschaften bestehen noch immer die zahlreichen Personalunionen in der Führerschaft wie in der Mitgliedschaft der lokalen Organisationen. Diese Verbindungen könnten aber nicht mehr aufrecht erhalten werden. Und hier

wären die empfindlichsten Nerven getroffen und wahrscheinlich zerschnitten worden.

Zunächst ist aus diesen Plänen nichts geworden. Der große Nationalausschuß der Confederazione, der vier Wochen später in Mailand tagte, hat sich zwar nicht alle Wege verbaut, aber doch entschieden abgewinkt. In der Tat war mindestens eine Reihe von Vorfragen zu lösen. In der erwähnten Unterredung mit Mussolini hat d'Aragona schon darauf hingewiesen. Er verlangte Wiederherstellung der vollkommenen gewerkschaftlichen Freiheit, Ausbau des gesetzlichen Arbeiterschutzes, Rechtsgarantien für die Arbeitsverträge. Politisch am wichtigsten war die erste Forderung. Denn sie war ein Protest gegen den Terror, unter dessen Zwang und Druck die Arbeiter in die fascistischen Organisationen eintraten. Mussolini hat die Voraussetzungen der gewerkschaftlichen Freiheit durchaus anerkannt. Aber er meinte auch, daß das Nebeneinander von politisch verschieden orientierten Gewerkschaften viele Schwierigkeiten mit sich bringe. Darum sei es ratsam, für alle organisierten Arbeiter eine Einheitsvertretung zu schaffen, die allen politischen Parteien gegenüber ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewahre.

Auf der Mailänder Tagung wurde d'Aragonas Haltung vollkommen gebilligt. Man erklärte aufs neue die Unabhängigkeit von den politischen Parteien. „Aber diese Freiheit wird nicht begriffen im Sinne eines beschränkten, kurzsichtigen, korporativen Egoismus, sondern in einer weiteren Auffassung, welche alle Probleme des modernen Lebens umfaßt, Versammlungsrecht, Presse, Rede, in denen die Sicherheiten

für den Bürger begründet sind, die auch die Sicherheiten für den Arbeiter bilden." In der Resolution hieß es auch: „Die Politik des Verbandes kann keine Vorurteile haben und soll die Politik der Regierung in ihrer Entwicklung und konkreten Richtungnahme verfolgen."

Wollte Mussolini auch die dem Fascismus angegliederten Gewerkschaften, die in der „Confederazione nazionale delle corporazioni sindacali" zusammengeschlossen sind, apolitisch machen? Offenbar sollte dieser Verband die anderen langsam aufsaugen. Dazu gehören noch die „Confederazione italiana dei lavoratori", die den Popolari nahestehenden christlichen Gewerkschaften, die republikanisch - syndikalistisch-nationalistisch gesinnte „Unione italiana del lavoro" und die rein syndikalistische „Unione sindacale italiana". Die erste Phase der Aufsaugung wäre die Entpolitisierung gewesen. Aber die Mannigfaltigkeit der Organisationen sagt allein deutlich genug, wie wenig Aussichten der Versuch haben könnte. Dazu kommen noch die großen Gewerkschaftsföderationen der Eisenbahner und der Seeleute, die sich keinem Verbande angeschlossen haben. Bei ihnen herrscht eine Vielfarbigkeit der politischen Anschauungen, die es ihnen unmöglich macht, einem größeren Ganzen sich einzuordnen. Die Organisation der Seeleute steht übrigens fast ganz auf der Person ihres Generalsekretärs, des Kapitäns Giulietti, der im Kriege sehr nationalistisch geworden war. Giulietti ist eine Erscheinung, die sich im europäischen Gewerkschaftsleben nicht wiederfindet. Er bringt es fertig, von allen Parteien umworben zu werden und in seiner

Föderation alle politischen Meinungen ziemlich einträchtig nebeneinander zu erhalten. In den schwierigen Verhandlungen mit den Reedereien über den Arbeitsvertrag haben sich schon d'Annunzio und Mussolini ins Mittel gelegt, Mussolini auch als Ministerpräsident. Aber Giulietti läßt sich nicht politisch binden und provoziert damit stets neue Werbungen. Seine Stellung ist auch von den Mitgliedern ziemlich unabhängig. Er hat es durchgesetzt, daß die Reeder einen bestimmten Betrag für die Verwaltung der Gewerkschaft zahlen. Bei den Eisenbahnern haben die Fascisten eine eigene Föderation gegründet.

Das größte Hindernis für eine Einigung oder auch nur für die Herstellung einer Einheitsfront der verschiedenen Organisationen ist der fascistische Verband selbst. Der „sindicalismo fascista" weicht nicht bloß in der politischen Färbung von den anderen ab. Die sozialistisch gesinnten Verbände stehen auf dem Boden des Klassenkampfes, die christlichen betrachten sich jedenfalls als Vertreter der Arbeiterinteressen. Beide Kategorien sind ausschließlich aus Arbeitern gebildet. Die Fascisten streben „gewerbliche Korporationen" an, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer beieinander sitzen. Sie träumen von der selbsttätigen Harmonie, die sich in dem gemeinsamen Hause entwickeln soll. Sie denken dabei nicht an die Auflösung der beiderseitigen Organisationen. Das bedeutete einen Verzicht auf die Macht, die der fascistische Arbeiterverband in den Händen der Partei darstellt. Sie nehmen auch Forderungen auf, die von den anderen längst erhoben werden, obligatorisches Schiedsverfahren, Anerkennung der Arbeits-

verträge. Aber das Wesen dieser „weißen" Gewerkschaften ist ihr Einbau in die gewerblichen Korporationen. Diese Ideen sind in der Sozialgeschichte nicht neu. Sie führen weit in die Vergangenheit zurück und sind überall überwunden. Sie beruhen auf einer Verkennung der Wirklichkeit. Sie sind ein Produkt des Fascismus, der seine „Hierarchie" durch den ganzen gesellschaftlichen Organismus ziehen will. Ueber dem wirtschaftlichen Klasseninteresse soll das nationale Interesse stehen. Die Fascisten irren, wenn sie glauben, durch eine künstliche Verkoppelung von Arbeitern und Arbeitgebern das nationale Interesse sozusagen automatisch sichern zu können. Die Unterordnung der individuellen oder korporativen Interessen unter die nationalen ist eine Frage der Gesinnung. Sie kann durch nichts Aeußerliches gelöst werden. Die freie Gewerkschaftsbewegung hat überall gezeigt, daß sie sich nationalen Empfindungen nicht verschließt. Der Fascismus bezieht seine Ideen zu sehr aus den Kreisen der Unternehmer, auf deren Standpunkt er auch in der allgemeinen Wirtschaftspolitik steht.

Es sieht nicht aus, als ob diese Pläne in der Praxis starken Erfolg haben würden. Die heute bestehenden fascistischen Gewerkschaften scheinen sich trotz der Richtlinien der Kongresse auch nicht sehr dafür einzusetzen. Sie haben schon zum Kampfmittel des Streiks gegriffen, wo es ihnen notwendig schien. Der Fascismus wird in dieser Richtung sich wieder in einem Parallelismus zum Bolschewismus befinden. Auch in Rußland, im proletarischen Staate, ist man von den Illusionen zurückgekommen. Man hat den

ganzen alten Apparat zur Regelung der Arbeitsbedingungen wieder hervorgeholt. Zwischen Unternehmern und Lohnempfängern wird der Friede am ehesten herzustellen sein, wenn man den beiden Parteien die Mittel zu einer freien Verständigung gibt. Aber die Freiheit ist dabei ein wesentlicher Faktor wie in jedem Verfahren freiwilliger Gerichtsbarkeit.

Die Bedeutung der fascistischen Gewerkschaften liegt in der Politik. Sie sind von Anfang an als ein Werkzeug der Politik gedacht gewesen. Dieses Muttermal kann ihnen nicht wegoperiert werden. Auf diesem Boden haben sie auch eine reichliche Ernte eingefahren. Die „rote" Gewerkschaftsbewegung ist durch die „weiße" sehr geschwächt worden. Die „schwarze" hat durch den terroristischen Wettbewerb des Fascismus kaum gelitten. Im Jahre 1920 betrug die Mitgliederzahl der „Confederazione generale del lavoro" über zwei Millionen. Für die Gegenwart liegen genaue Zahlen nicht vor, aber man schätzt den Rückgang auf nahezu fünfzig Prozent. Die fascistische „Confederazione" rühmt sich, an eine höhere Mitgliederzahl herangekommen zu sein. Ein großer Teil entfällt auf die Eisenbahner. Für die christlichen Gewerkschaften werden Ziffern von einer halben Million angegeben. Die übrigen Verbände spielen zahlenmäßig eine geringe Rolle.

Der Fascismus hat in der Arbeiterwelt eine tiefe Verwirrung hervorgerufen. Er hat einen starken Anhang gefunden. Aber — und das ist das Entscheidende — er hat die Sphäre bereits ausgefüllt, die ihm zugänglich war. Sein Einfluß wird kaum mehr

an Ausdehnung gewinnen. Das ist auch der Sinn von Mussolinis Arbeiterpolitik. Da er die sozialistischen Gewerkschaften nicht völlig zerstören kann, erkennt er sie an, sucht mit ihnen zu paktieren. Nach dem Kriege kommt die Diplomatie, um Frieden zu schließen. Aber es erscheint ausgeschlossen, daß auf dieser Linie der Fascismus mehr erreichen wird als eine Art „collaborazionismo" wie im Parlament mit den anderen politischen Parteien. Die sozialistischen Gewerkschaften erkennen ihre Schwächung, aber sie wollen ihre eigene Existenz bewahren. Für eine „Labour Party" ist in Italien kein Platz. Daran ändert auch die Gründung der „Gironda" nichts, einer von ehemaligen interventionistischen Sozialisten gegründeten neuen Gruppe. Ihre Ziele liegen in ihrem Namen. Dessen literarisierender Charakter zeigt schon an, daß es sich dabei nur um Intellektuelle und nicht um eine Bewegung handelt, welche Massen erobern könnte.

# Die Feinheiten des Vatikans.

Die Kirche kann warten. Ihre Diplomatie ist aus Menschenkenntnis und Geschichte gemacht. Sie zog die großen und feinen Linien ihrer Politik niemals sicherer, als seitdem sie ihre weltliche Macht verloren hat. Dieser Verlust war ihre lehrreichste Erfahrung seit Jahrhunderten. Es war ein tragisches Spiel. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte ein Turiner Priester Vincenzo Gioberti in seinem Brüsseler Exil ein Buch geschrieben: „Il primato morale e civile degli Italiani". Es lebte ein bergeversetzender Glaube an das italienische Volk in diesem Buche. Gioberti wollte, daß der Papst sich an die Spitze der Einheitsbewegung stelle. Die italienischen Länder sollten sich unter dem Vorsitz des Papstes in einem Staatenbunde zusammenschließen. Auf diesem Programm bildete sich die Partei der neuen Guelfen.

Einige Jahre später hat der neu gewählte Papst Pius IX. sich von der durch ganz Italien gehenden Volksbewegung erwärmen lassen. Er führte im Kirchenstaate liberale politische Reformen ein. Die anderen Fürsten sahen das ungern, weil sie dem Beispiel folgen mußten. Aber ihre Untertanen schwärmten für den neuen Geist in Rom. Im Königreich beider Sizilien brachen Revolten gegen die

Bourbonen aus mit dem Rufe: Viva Italia, viva Pio nono, viva la Costituzione!

Es war derselbe Pius IX., dem das geeinigte Italien den Kirchenstaat und die weltliche Macht wegnahm. Der Vatikan wurde in eine feindselige Stellung gedrängt gegen den jungen Staat, in dem das italienische Volk die Erfüllung seiner Wünsche nach Freiheit und Einheit erhielt. Ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis die ersten deutlichen Zeichen einer Entspannung kamen. Eines der wichtigsten dieser Symptome brachten die katholischen Popolari Don Sturzos. Sie stellten alle ihre Kräfte in den Dienst des Staates.

War der Vatikan mit Don Sturzo einverstanden? Er war es und war es nicht, wie wir schon in einem früheren Kapitel gesehen haben. Die Kirche sah in Italien nicht gerne eine Partei, die sich als katholische Partei aufspielte. Diese Auffassung war bereits Tradition geworden. Sie wurde der Form nach auch auf Don Sturzo und seine Freunde angewandt. Aber die Partei lebte und schien zu großem Einfluß berufen. Würde dieser Einfluß einst auch für die Lösung der alten Konflikte ausreichen? Die Kirche hat nie einen Rechtsanspruch aufgegeben. Sie hat stillschweigend unangenehme Lösungen hingenommen. Die „römische Frage" schien in jene Phase einzutreten, in der ein modus vivendi Recht und Unrecht zusammenfließen läßt, ohne daß beide sich unlöslich vermischen.

Der italienische Staat, der fünfzig Jahre liberal, freimaurerisch regiert wurde, vollzog mit Mussolinis Staatsstreich urplötzlich eine Schwenkung: er zeigte

dem Vatikan sein freundlichstes Gesicht, machte Avancen, die keine bloßen Höflichkeiten waren. In den Elementarschulen, die streng weltlich organisiert und geleitet waren, wurden alle Wünsche der Katholiken erfüllt. Der Religionsunterricht wurde eingeführt. Der neue Ministerpräsident rief in seinen Reden Gottes Beistand an. Am ersten Tage seiner Regierung wohnt er der Siegesfeier in der Kirche Santa Maria degli Angeli bei und kniet am Altare nieder. Auch im Kapitol, dem römischen Rathaus, wo so lange die Freimaurerei geherrscht hatte, gingen Wandlungen vor. Der neue Gemeindekommissar macht den kirchlichen Würdenträgern Besuch. Der Kardinalvikar macht Gegenbesuch, aber zu einer Zeit, in der, wie er weiß, der Kommissar nicht im Rathaus ist. Doch die Visitenkarte wird mit allen offiziellen Ehren entgegengenommen.

Mussolinis Verbeugungen vor dem Vatikan waren etwas zu hastig für die langsame Diplomatie der Kirche. Sie ließ sich nicht beirren. Sie war sparsam mit ihrem Entgegenkommen. Wer gab ihr die Garantie, daß die Herrlichkeit von Dauer war? Mussolinis Politik war durchsichtig. Napoleon III. in Frankreich war das letzte große Beispiel der usurpatorischen Diktatoren gewesen, die sich um den Segen der Kirche bemühten. Die Kirche ist die große konservative Macht. Wen sie anerkennt, der hat seine Partie schon halb gewonnen.

Noch türmen sich vor Mussolinis Annäherungspolitik manche Hindernisse auf. Sein Fascismus ist auf dem Gang zur Kirche eine unbequeme Gefolgschaft. Draußen in der Provinz stürmen die Fasci

und verwüsten aus Haß gegen die Popolari katholische Vereinshäuser. Die Kurie muß sich über diesen Mangel an gesetzlichem Schutz beschweren.

Solche Ausschreitungen können als Zwischenfälle betrachtet werden, denen man keinen Einfluß auf die Politik gestattet. Die Kirche hat tiefere Gründe für ihre Vorsicht gegenüber dem Fascismus. In dem katholischen „Corriere d'Italia" hat Pater Semendria das Verhältnis zwischen „Fascismus und Katholizismus" drastisch gezeichnet:

„... Der Fascismus steht uns gegenüber wie Chlodwig und seine Franken nach der Taufe vor Sankt Remigius. Sie hatten sich taufen lassen, aber sie waren noch weit davon entfernt, sich wahre Christen nennen zu können. Sie waren noch zu sehr Barbaren, zu gewalttätig, zu rauferisch: arme Franken! Die Kirche hatte ihnen zu früh viel Vertrauen geschenkt... Auch im Fascismus muß man die christliche Idee immer klarer, reiner, echter eindringen lassen. Und das in unserem Interesse. Wenn er nicht wirklich christianisiert ist, dann könnte er von den Geistern des Antiklerikalismus besessen werden, die bis jetzt abseits geblieben sind..."

Was hier in dicken Farben aufgetragen ist, ist im Transparent der vatikanischen Diplomatie zu unfaßbaren Schattierungen verflüchtigt. Der „Popolo d'Italia" hat wiederholt versichert, daß der Fascismus „ehrlich versucht hatte, die italienische Nation mit dem Heiligen Stuhl auszusöhnen". In dem Kampfe gegen Don Sturzo hat er aber auch gedroht: „Wenn die nationalgesinnten Katholiken nicht Abhilfe schaffen, dann wird Don Sturzo in Italien einen

Antiklerikalismus aufleben lassen, der viel schärfer ist als der der Vergangenheit." Das hieß, wenn die Popolari sich nicht von Don Sturzo losmachen. Selbstverständlich hätte nur der Fascismus den neuen Antiklerikalismus aufflammen lassen.

Die „römische Frage" sieht der Fascismus als gelöst an. „In Rom können, ohne daß der eine die Macht des anderen verdunkele, die beiden Leuchttürme stehen: das Haupt des Katholizismus und der König des großen Italien." So schrieb der „Popolo d'Italia" in einem seiner Artikel, die als Kundgebungen Mussolinis angesehen werden können. Dafür hat Mussolini allerdings versprochen, auf jedem anderen Gebiete die Interessen der Kirche zu wahren. Sein Blatt wies darauf hin, daß er sich Cavours Prinzipien zu eigen gemacht habe: der Fortschritt der modernen Gesellschaft erfordert das Zusammenwirken der zwei großen moralischen Kräfte, der Religion und des Nationalgefühls.

In den diplomatischen Aufklärungsmanövern ist es immer Mussolini gewesen, der sich ins offene Gesichtsfeld begab. Er warb mit Gesten und Worten um die Gunst der Kirche. Auch sein Versuch, den Fascio von der Freimaurerei zu reinigen, sah nach Gefälligkeiten für den Vatikan aus. Dabei kam allerdings ans Licht, daß einige der einflußreichsten Mitglieder des Großrates der Partei selbst Freimaurer waren. Immerhin machte der „Osservatore Romano" gelegentlich Feststellungen, die von der fascistischen Presse gerne registriert wurden. Man konnte weiter ein Wort des Heiligen Vaters über Mussolini kolportieren: „Gott hat Italien seinen Mann geschickt." Aber einen großen

Dienst hat der Vatikan Mussolini zweifellos im Kampfe gegen die Popolari und Don Sturzo erwiesen. Während des schweren Streites um die Wahlreform trat Don Sturzo plötzlich von dem Vorsitz im Parteivorstand zurück. Damit war der Partei Spielraum für die Abstimmung gegeben, die dann in der Tat zu Gunsten der Regierungsvorlage ausfiel. In dem Duell mit Mussolini hat sich Don Sturzo vor dem Ausgang des Waffenganges zurückgezogen. Aber er ist zweifellos nicht Mussolini gewichen. Schon während der Parlamentsdebatten hatte Monsignore Pucci in einem katholischen Blatt gegen die Politik Don Sturzos Stellung genommen. Es wurde amtlich bestritten, daß die Kurie hinter Pucci stünde. Es wurde auch bestritten, daß die Kirche den Priester Sturzo zu seinem Rücktritt veranlaßt hätte. Die Zusammenhänge sind schwer ans Licht zu ziehen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß Mussolini in der gefährlichsten seiner parlamentarischen Situationen wie von unsichtbarer Hand vom stärksten Gegner befreit wurde.

Der Austritt rechtsstehender Katholiken aus der Partei der Popolari, der im Sommer erfolgte, hat zur Bildung einer neuen katholischen Gruppe geführt. Der Vatikan bestritt ihr ebenso den Charakter einer katholischen Partei wie den Popolari. Die Kirche bleibt bei der Auffassung, daß eine im Getriebe der inneren Politik stehende katholische Partei mehr Nachteile als Vorteile bringen würde. Das bewahrt ihr jedenfalls die Freiheit gegenüber der Regierung, die dann nicht verlangen kann, daß die Kurie auf diese Partei drücke. Die Kirche kann dann empfangen,

ohne geben zu müssen. Sie gibt jedenfalls nur, wenn sie will. Das hat auch Mussolini erfahren: der Vatikan hat für ihn nicht den „collaborazionismo" der politischen Parteien, sondern nur die Freiheit einer Diplomatie, die warten kann. Und was die angeblich gelöste „römische Frage" betrifft, versicherte der „Osservatore" im November 1923, daß die Kirche von dieser Lösung nichts wisse.

---

# Die Weltpolitik des Fascismus.

Es gibt einen Fascismus für den Hausgebrauch und einen für den Verkehr mit dem Auslande. Der erste ist naturwüchsig instinkthaft, gefühlsheiß, rednerisch, berauschend, der zweite bewegt sich in diplomatisch gemessenen Schritten. Vor dem Marsch auf Rom gab es nur den einen, der überschäumte vom siegesbewußten Nationalismus. Er steckte seine Ziele weit in die Zukunft. Er trug auch keine Bedenken, sie laut über die Grenzen hinauszurufen. Wenige Wochen vor dem Staatsstreich sagte Mussolini in seiner Mailänder Rede: „Ich glaube, daß in der allgemeinen nationalen Krisis der Fascismus das Notwendige besitzt, um sich aufzuzwingen und um zu regieren. Und dann, das Volk gut regierend, es auf seine glorreichen Geschicke einstellend ... alle Italiener wie eine einzige Kraft auf ihre Weltaufgabe richtend, aus dem Mittelmeer den „lago nostro" machend, uns mit jenen verbündend, die am Mittelmeer wohnen, und jene vertreibend, die im Mittelmeer Parasiten sind ... werden wir wahrhaft eine grandiose Periode der italienischen Geschichte eröffnen." Die Parasiten waren die Engländer. Kurz zuvor, in Udine, hatte Mussolini von ihnen gesagt, daß sie keine führende Klasse von Politikern mehr besäßen, die auf der Höhe ihrer Aufgabe seien. Lloyd

George sei ein mittelmäßiger Advokat. In seiner ersten Parlamentsrede hat der Abgeordnete Mussolini Töne angeschlagen, die wie die Ankündigung eines neuen Irredentismus klangen. Die von Habsburg beherrschten Gebiete waren befreit. Aber noch gab es Italiener, die nicht dem Staate Italien angehörten, im schweizerischen Tessin, über der Adria, im englischen Malta und im französischen Tunesien. Eine jährliche Auswanderung von 700 000 Landsleuten ergoß sich über die Grenzen, nach Nordafrika, nach Nord- und Südamerika. Der Fascismus umschlang auch sie mit seinen Fasci. Er zeigte damit an, daß er keinen Tropfen italienischen Blutes der „italianità" verloren gehen lassen möchte.

Mussolini selbst hat seine patriotischen Phantasien bald aufs Mögliche zurückgeschraubt. Der Sinn für Realpolitik ist ihm auch da noch geblieben, wo das rednerische Bedürfnis ihn zu Ueberschwenglichkeiten verleitet hatte. Aber es ist eine unentrinnbare Notwendigkeit, daß die Uebersteigerung des Nationalgefühls, aus der der Fascismus geboren wurde, sich in einen imperialistischen Gedankenkreis umsetze. Der Fascist Settimelli schreibt ganz aufrichtig: „Das Köngreich Italien, das jetzt seine Unabhängigkeit vollständig erreicht hat, wird dem fatalistischen Laufe der nationalen Lebensentwicklung folgen und expansionistisch werden. Das Königreich wird nach dem Imperium streben." Aus der fascistischen Presse ließen sich unzählige Zitate zusammensuchen, die noch weit über das hinausgehen. Der Titel des neu gegründeten „Impero" sagt mehr als die phantastischen Einfälle, die darin täglich ausgebreitet werden.

Sind das alles bloße Stilblüten oder lebt darin wirksame politische Energie? Ein imperialistisches außenpolitisches Programm läßt sich leicht aufstellen. Man braucht nur einen Atlas mit einer Sprachenkarte dazu. Aber können die Redensarten, die mehr oder weniger begründeten Hoffnungen zu einem tatsächlichen Faktor der Weltpolitik werden? Der Fascismus möchte sich zur Aufgabe machen, alles zu verwirklichen, was das italienische Volk noch an unerfüllten Wünschen und unbefriedigter Expansion in sich fühlt. Der alte Irredentismus war vor dem Kriege eine jener Kräfte, die entscheidend waren für die politischen Stimmungen in Europa. Der Bund Italiens mit Oesterreich war eine bloße Sicherung gegen die Macht Habsburgs. Er bedeutete eine Vertagung, keinen Verzicht. Im Kriege hat der Irredentismus seine diplomatischen Fesseln zerbrochen. Er wurde wirksam und trieb Italien in die Entente.

Im Fascismus wird der neue Irredentismus zweifellos eine Triebfeder bleiben. Sie mag durch die feierliche Anerkennung der bestehenden Verträge, die Mussolini als Ministerpräsident verkündete, in Ruhestellung gebracht worden sein. Aber es ist heute schon klar, daß damit die wirkliche Spannkraft nicht aus der unmittelbaren Politik entfernt wird. Der alte Irredentismus war ein Rest aus der Einigungsbewegung des italienischen Volkes. Der neue ist eine Bewegung auf das „größere Italien". Er bedingt eine Politik auf lange Sicht, die aber jetzt schon ihre Wegsteine setzt. Sie ist zunächst nur darauf bedacht, die Italiener überm Meer dem italienischen Volkstum und Nationalbewußtsein zu erhalten. In Tunesien

sucht Frankreich die zahlreich eingewanderten Italiener durch gesetzliche Naturalisierung der zweiten Generation dem Mutterlande zu entfremden und schließlich zu entziehen. Mussolini hat sofort begonnen, diesen Absichten entgegenzuwirken. Positive Erfolge könnte er allerdings nur mit diplomatischen Mitteln erreichen.

Dieser auf alle Volksgenossen sich ausdehnende Schutz der Nationalität findet eine Stütze in den ausländischen Fasci. Ueberall, wo es große italienische Kolonien gibt, hat der Fascio Fuß gefaßt. Die heimischen Meinungsverschiedenheiten bleiben nicht aus. In den italienischen Kolonien in Frankreich hat der Krieg zwischen Fascisten und Kommunisten schon Menschenleben gefordert. Sehr stark wird die Propaganda für die Zusammengehörigkeit in Nord- und Südamerika betrieben. Die Fasci des Auslandes sind an die heimische Organisation angeschlossen. Sie haben sich zum Teil benommen, als ob sie nicht unter fremder Souveränität stünden. Der Großrat der Partei sah sich daher genötigt, die dringendsten Mahnungen ergehen zu lassen, damit die Fasci das Gastrecht ihrer Aufenthaltsländer nicht verletzen.

Das Problem ist nicht eine bloße Organisationsfrage. Der Fascio meint, er müsse die Italiener erst zu Italienern machen. Er denkt dabei nicht bloß an jene, die dem Internationalismus ergeben sind und die nationale Gesinnung absichtlich nicht pflegen. Er denkt vor allem an das gering entwickelte Nationalgefühl in den ländlichen und kleinbürgerlichen Massen. Die italienische Einigung war getragen vom höheren Bürgertum und den Gebildeten. Dem Volke,

besonders im Süden und auf den Inseln, ist sie kein Gefühlsmoment geworden. Vielleicht ist das in Wirklichkeit eine Frage, die nur im Zusammenhang mit den kulturellen Aufgaben zu lösen ist. Der Fascio will allerdings ohne Umschweife auf sein Ziel losgehen. Und dazu macht er alle idealen und materiellen Kräfte mobil. Er überspringt eine Stufe und versucht gleich eine „coscienza imperiale" zu schaffen, eine „solida coscienza storico-geografica".

In Wahrheit liegen in dieser fascistischen Propaganda viele Uebertreibungen. Das italienische Nationalgefühl ist längst sehr lebhaft. Es war nur nicht auf die Politik des starken Mannes eingestellt, die der Fascismus zu seinem Daseinsgrunde macht. Die Generation, die die ersten Kolonien erwarb oder mit der Türkei den Krieg um Libyen vom Zaune brach, dachte offenbar nicht weniger italienisch als Mussolini und seine Fascisten. Crispi und Giolitti fühlten auch etwas vom civis Romanus in sich. Aber sie konnten auf die programmatische Plakatierung verzichten. Der Fascismus hat den 21. April, das sagenhafte Datum der Gründung Roms, als Nationalfeiertag eingesetzt. Damit wurde zunächst ein direkter Stoß geführt gegen den 1. Mai des internationalen Sozialismus. Die Regierung Mussolinis dekretierte einfach, daß die bisher beobachteten Abmachungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern für die Maifeier ungültig sind und auf den 21. April angewendet werden. Am Gründungstage Roms marschierten die fascistischen Scharen in Uniform durch die Straßen der Städte. „Der 21. April ist jetzt nicht mehr bloß der Geburtstag der antiken Größe, sondern auch der

blitzenden neuen Größe," schrieb das führende Blatt des Fascio. „Die Vergangenheit ist das Bild der leuchtenden und immensen Zukunft." Mit der ersten Feier des Jahrestages hat der Fascio eine neue Zeitrechnung eingeführt. Mussolini unterschrieb seinen Aufruf: „Erstes Jahr der neuen Aera". Dieser Kalender gilt allerdings nur für die interne Verwendung in der Partei.

Diese Kundgebungen wirken an sich nur wie Demonstrationen, die ihren eigenen Inhalt aufblähen. Aber sie sind Symptome. Sie verraten, daß der Fascio das Bedürfnis fühlt, seiner Aktion ein historisches Relief zu geben. Er will das Nationalgefühl, das er entfesseln möchte, aus allen Quellen der Vergangenheit nähren. Er will das „Vierte Italien" schaffen, das auch d'Annunzio gepredigt hat, den neuen Aufschwung, der die Höhepunkte des alten Rom, der Renaissance und des Risorgimento wieder erreicht. „Das Italien der Mandolinen ist dahin," schrieb ein Fascistenblatt. Im Kultus des alten Rom, dem der Fascio seine militärische Organisation nachgebildet hat, soll im Volk das Gefühl für die „Romanità" erzeugt und erzogen werden, das Bewußtsein, daß das neue Italien die Erbschaft Roms anzutreten hat.

Mit solchen Idealen kann die praktische Diplomatie wenig anfangen. Sie schadet sich eher, wenn sie zu laut davon spricht, weil sie im Auslande Empfindungen des Mißtrauens und der Vorsicht erweckt. In Mussolinis offiziellen Reden und Akten erscheinen sie nur in einem sehr realpolitischen Niederschlag. Als Ministerpräsident erkennt Mussolini alle die Friedensverträge

an, die er als Duce des Fascio bekämpft hat. Er hält sie nicht für ewig und unabänderlich. Aber sie bleiben die Grundlage seiner Diplomatie. Die innerpolitischen Gewohnheiten des Fascio, seine Wünsche mit Gewalt durchzusetzen, werden abgelegt und weichen einer diplomatischen Taktik, die sich der Gewalt der Umstände anpaßt. Zu Beginn seiner amtlichen Tätigkeit hatte Mussolini einige Anwandlungen, die Kraft des neuen Italien auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Bei seiner ersten Zusammenkunft mit Poincaré und Curzon ertrotzte er sich eine öffentliche Illustration für die „Behandlung Italiens in der Entente auf gleichem Fuße". Poincaré und Curzon haben ihm den Gefallen getan und sind zur Begrüßung entgegengefahren. Der Erfolg der Verhandlungen war darum nicht größer für Italien.

Mussolinis große Idee, die er unmittelbar in seine Diplomatie umsetzen möchte, ist die „Selbständigkeit der italienischen Politik". Der Fascio hatte gerade den letzten Regierungen vorgeworfen, daß sie sich in der Entente auf den zweiten Rang hätten niederdrücken lassen. Damit wird die schwere grundsätzliche Frage aufgeworfen: Kann Italien eine völlig selbständige, das heißt unabhängige Politik betreiben? Muß es nicht eine Anlehnung suchen? Das Vorbild des alten Rom verführt zu schiefem Blick. Damals war Europa nichts und Italien der einzige große Machtkomplex. Heute ist es umgekehrt, allerdings nicht wie zur Zeit der Hohenstaufen. Das geeinigte Italien, die modernen Auffassungen verbieten jedem Stärkeren im Norden und im Westen, heute ähnliche Entwicklungen anzustreben. Kaiser Heinrich VI. und

Friedrich II. sind für immer in ihren Porphyrsärgen im Dom von Palermo beigesetzt. Die Gefahren, die von der Mittelmeermacht Frankreich drohen, liegen näher, wenn es sich auch nicht um eine napoleonische Fremdherrschaft mehr handeln kann. Italien ist heute diplomatisch und militärisch stark genug, sich zu behaupten.

Die Politik der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Mussolinis ist hauptsächlich methodisch gemeint. Italien will sich nicht mehr in Tauschgeschäften abfinden lassen, in denen es nur eine schlaue, aber keine würdige Rolle spielt. Wie weit ist Italien damit gekommen? Das erste Jahr fascistischer Diplomatie läßt nicht erkennen, daß sie größere Vorteile erlangt habe. In der Reparationsfrage hat Mussolini ein eigenes Programm aufgestellt. Er löste sich von der Anlehnung seiner Vorgänger an England. Aber damit hat er nur die französische Politik gegenüber Deutschland unabhängig gemacht. Denn in Wirklichkeit entscheiden die realen Machtverhältnisse. Frankreich hat in der Selbständigkeit Italiens nur die Abspaltung von England gesehen, ohne sich zur Erkenntlichkeit verpflichtet zu fühlen. Das hat Mussolini mit seiner selbständigen rauhen Aktion in Korfu erfahren müssen. Im letzten Grunde ist er daran gescheitert, daß weder England noch Frankreich die politischen Machtgedanken lieben, die unter der Besetzung Korfus geschlummert hatten, die völlige Beherrschung der Adria und die damit erlangte Stärkung der italienischen Stellung im östlichen Mittelmeer.

Es handelt sich in diesen Ausführungen nicht darum, das ganze System der italienischen Außenpolitik zu entwickeln, sondern nur um die fascistische Orientierung. Mussolini findet sich aus der nationalistischen Ideologie in die Wirklichkeit hinüber. Aber einige fixe Ideen wird auch er nicht los. Sein Panorama von Deutschland ist zweifellos zu sehr vom Brenner aus gesehen. In Udine sagte er: „Auf dem Brenner sind und bleiben wir, nach Innsbruck gehen wir nicht." Trotzdem ist seine deutsche Politik von dem Problem Südtirol beherrscht. Der Fascio glaubt sein Ziel mit einer brutalen Entnationalisierung des Deutschtums erreichen zu können. Er hat die Duldungspolitik der Vorgänger in ein System eiligster Vernichtung der deutschen Kultur in Südtirol umgewandelt. Solche rücksichtslose Sprachenunterdrückung hat noch immer das Gegenteil von dem erzeugt, was sie beabsichtigte. Aber jedenfalls wittert der Fascio vom Norden der Alpen her eine ferne Gefahr für den Besitz Südtirols. Das große italienische Interesse an dem inneren Gleichgewicht Europas, also an dem Wiederaufbau Deutschlands, wird einer Einzelfrage geopfert, deren Lösung damit selbst um keinen Schritt weiter gebracht wird. Allerdings sieht es so aus, als ob Mussolini im Laufe seines ersten diplomatischen Lehrjahres einige Korrekturen in sein Konzept eingezeichnet hätte. Er sieht, daß bei seiner Politik der italienischen Unabhängigkeit und Selbständigkeit Frankreichs Macht viel größer geworden ist als unter seinen Vorgängern.

Auch die Balkanpolitik Mussolinis ist nicht jene des Fascio. Er vertritt amtlich nicht mehr die alten

Forderungen auf die ganze Ostküste der Adria. Er sucht die peinliche Frage von Fiume durch Verhandlungen zu lösen.

So sieht es aus, als ob Italien doch wieder zu der Politik zurückkehren müßte, die vor Mussolini betrieben wurde, deren größter Anwalt Nitti war, zur Politik der europäischen Solidarität. Der Ausbau der italienischen Stellung im Mittelmeer, die Annäherung an Spanien widerspricht dem nicht. Er kann nützlich werden für die Wiederherstellung des verlorenen Gleichgewichts.

---

# Die Bilanz eines Jahres.

In den letzten Oktobertagen 1923 hat der Fascio den ersten Jahrestag seiner Eroberung der Staatsgewalt begangen. Es war eine Festreise Mussolinis und seines Gefolges über die Etappenstationen des Marsches auf Rom. In Petersburg hat man die Gedenktage der bolschewistischen Revolution mit einer theatralischen Wiederholung der revolutionären Vorgänge gefeiert. Der Sturm auf das Winterpalais wurde mit geschichtlicher Genauigkeit am gleichen Orte inszeniert. In diesen Reproduktionen quirlten allerdings auch die künstlerischen Ideen vom sogenannten kollektiven Theater und der Regie der Massenbewegungen. In Italien war es ein offizieller Triumphzug mit Paraden und Reden. Man war überzeugt, daß alles gut war, was man im ersten Jahre getan hatte. Man fand im Echo bei den Getreuen im Lande die Ermutigung, auf dem Wege weiter zu marschieren.

In seiner Gedenkrede in Turin sagte Mussolini: „... nach diesen zwölf Monaten hat sich das Volk um die Männer der Regierung gedrängt und gibt immer lebhafter seine Zustimmung zu ihren Anstrengungen zu erkennen. Ohne daß auf die Gewalt zurückgegriffen werden mußte, hat sich die Zustimmung eingestellt ..." Es wird viele Italiener

geben, die diese Worte nicht unterschreiben würden. Noch immer liegt ein Druck auf dem Lande. Die Regierung hält mit der Verordnung über die Presse eine Waffe in der Hand, die sie jeden Augenblick anwenden kann. Ueber dem Parlament schwebt noch bei jeder Abstimmung die dunkle Gefahr eines Verfassungskonfliktes. Noch riskiert ein Politiker, der unabhängige Meinungen ausspricht, daß seine Wohnung nächtlich von einer unfaßbaren Bande demoliert wird. Die Entschuldigungen der Regierung und das Bedauern der Kammer, selbst die Bestrafung der Schuldigen beseitigen die Atmosphäre der Einschüchterung nicht. Daß die fascistische Regierung sich in ihrem ersten Probejahr die unbestrittenen Sympathien des Volkes, oder mindestens einer großen Mehrheit erworben habe, ist mit einem einfachen Mittel zu beweisen: mit Neuwahlen. Aber mit seinem erkünstelten Wahlgesetz hat der Fascio selbst offenbart, welche Auffassung er von Neuwahlen hat. Bis zu dem Tage, an dem in freier Abstimmung das Urteil des Volkes gefällt wird, muß man annehmen, daß die selbstgewissen Festreden wohl die Wünsche, vielleicht auch propagandistische Absichten des Fascismus bestätigen, nicht aber objektiv festgestellte Tatsachen. Im Frühjahr 1923 hatte in Sizilien eine Bewegung ziemlich um sich gegriffen, die über die Stimmung des Volkes gute Auskunft gab. Es waren die Demonstrationen des „Soldino". Man steckte sich den Soldino — fünf Centesimi — ins Knopfloch. Die Münze trägt das Bild des Königs. Diese Kundgebungen wurden in offiziösen Noten als belanglos bezeichnet. Der Deputierte von Messina, Professor

Lombardo-Pellegrino, hat in der Kammer erklärt, was sie bedeuteten. Sie haben „einen Seelenzustand offenbart, der sich in der Masse ausgebreitet hat wegen der Atmosphäre der Gewalttätigkeiten, die durch die Vertreter der Regierung erzeugt wurde". Die fascistische Presse selbst erkennt an, daß der Fascismus in Sizilien nicht in die Massen eingedrungen ist. Sie führte das auf verschiedene grobe Irrtümer zurück, die man in der Behandlung der Volkssitten begangen habe, und empfahl bessere Methoden.

„Die fascistische Revolution," schrieb Mussolini in einem Rückblick auf die ersten drei Monate, „kann als Motto nehmen: Nulla dies sine linea." Dieses logische und sichere Verfahren erschrecke die Gegner mehr als jedes andere. Als Leiter der Regierung hat Mussolini selbst diese Losung jedenfalls genau befolgt. Er ist eine Natur von starker und ununterbrochener innerer Aktivität. In diesem Sinne ist er durchaus napoleonisch veranlagt. Er hält die Staatsmaschine stets unter hohem Dampfdruck. Er regiert eher zu viel als zu wenig. Wie alle starken Persönlichkeiten reißt er auch die wichtigsten Entscheidungen an sich. Ein bequemer Chef ist er nicht für seine Beamten. Er verlangt von ihnen so viel wie von sich selbst, also sehr viel.

Nun kommt es freilich nicht allein darauf an, daß die Lokomotive stets in Bewegung ist. Es kommt darauf an, wohin sie fährt, welche Frachten sie zieht. Dabei kann zu große Geschwindigkeit den Zug in die Gefahr der Entgleisung bringen.

Der Fascio hat die früheren Regierungen abgelöst, als sie noch im vollen Abbau der Kriegswirtschaft

standen. Die schwerste Arbeit, die Demobilmachung, hatte Nitti geleistet. Es galt, die aus dem Heeresverband entströmenden Massen wieder ins bürgerliche Leben zurückzuleiten, während das Land sich in einer schweren wirtschaftlichen Krise hinschleppte. Geschmeidigkeit und Geschick waren dafür nötiger als das Pochen auf Energie und Kraft. Die Nachfolger haben die Aufräumungsarbeiten zweifellos nicht rasch genug fortgesetzt. Aber auch für sie galt noch die Notwendigkeit, den Abbau nicht zu überstürzen. Der Abbau des Krieges konnte sich nur im Aufbau des Friedens vollziehen. Mussolini übernahm die Regierung in dem Augenblick, in dem die Periode des vorsichtigen Abwartens überwunden war. An Stelle seiner Vorgänger hätte er kaum anders handeln können. Ohne seinen Staatsstreich wäre das Parlament wahrscheinlich doch zu einem Ermächtigungsgesetz gekommen, das der Regierung die Autorität für die notwendigen Reformen gegeben hätte.

Die dringendste Aufgabe war die Wiederherstellung der Staatsfinanzen. Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier mit Zahlenmaterial aufzuwarten, das öffentlich nicht zu kontrollieren ist. Es soll auch gar nicht angezweifelt werden, daß die Regierung Mussolinis das Defizit bereits beträchtlich verringert hat. Aber in den schönen Ziffern, die dem Publikum über die Verminderung des Defizits vorgelegt wurden, scheinen ein paar kleine Frisierkünste wirksam gewesen zu sein. Die italienischen Wirtschaftspolitiker haben in ihren Kritiken auf diese Dinge hingewiesen. Jedenfalls hat die fascistische Regierung ihr erstes Budget in reklamehafter Weise vor die Oeffentlichkeit

gebracht. Es geschah nicht im Parlament, sondern in Form einer großen Rede des Finanzministers, die gleichzeitig als Broschüre im ganzen Lande verbreitet wurde. Im Steuerwesen hat man auch Reformen gemacht, denen man vorwerfen kann, daß sie als Werbung für den Fascismus gedacht waren. Man schaffte die Erbschaftssteuer im direkten Erbgange ab. Dafür werden namentlich die Bauern empfindlich sein. Abgeschafft wurde außerdem die von Giolitti eingeführte Nominativität der Wertpapiere, durch die der Steuerhinterziehung ein Riegel vorgeschoben werden sollte. Diese Maßnahme war vielleicht nicht so wirksam, wie man erwartete. Jedenfalls war sie unbeliebt. Mussolini beseitigte sie.

Die großen Wirtschaftsreformen, die der Fascismus versprochen hatte, verwirklichen sich langsam. Eine seiner lautesten Forderungen richtete sich gegen die Staatsmonopole in den Verkehrsmitteln. Die Eisenbahnen sollten wieder in Privatbetrieb übergehen. Es stellte sich heraus, daß die Sache im Parteiprogramm einfacher aussah als in Wirklichkeit. Solange das Betriebsdefizit vorhanden war, hätte sich keine kapitalistische Gesellschaft dazu verstanden, das Risiko zu übernehmen. So ist man, mit Ausnahme unbedeutender Lokalkonzessionen, kaum über die Vorarbeiten zur Entstaatlichung hinausgekommen. Aber vielleicht beweisen die strammen Reformen, die der mit weitgehenden Vollmachten ausgestattete Oberkommissar der Eisenbahnen durchgeführt hat, daß auch das System des Staatsbetriebes Vorzüge hat. Das Personal wurde vermindert, Ersparnisse gemacht, und trotzdem wird ein pünktlicher und

ausreichender Betrieb aufrecht erhalten. Der Ruf nach Privatgesellschaften scheint also weit mehr durch kapitalistische Interessen als durch innere Notwendigkeit veranlaßt worden zu sein. Im Grunde hat sich das Staatsbahnsystem in Italien sicherlich ebenso gut bewährt wie früher der Privatbetrieb, der erst vor etwa fünfzehn Jahren abgeschafft wurde. Wer noch in den alten Waggons gereist ist, weiß, wie viel es unterm Staatsregime besser geworden ist. Die Entstaatlichung des Telephons geht ebenfalls sehr langsam.

Als eine große Tat betrachtet der Fascio die Aufhebung des Staatsmonopols in der Lebensversicherung. Noch waren die alten Privatgesellschaften nicht verschwunden. Sie waren nur mit dem staatlichen Institut in der Finanzgebarung eng verflochten. Diese Verflechtung ist auf ein Minimum reduziert worden. Im Grunde lag diese Aenderung auch im kapitalistischen Interesse.

Die Untersuchungen über die Kriegsgewinne und die Veräußerung der Kriegsmaterialien sind unter der fascistischen Regierung nicht vorwärts gekommen.

Die Grundfrage aller Wirtschaftspolitik, die Frage nach dem Werte der Lira auf dem Weltgeldmarkt, kann der Fascio nicht günstiger beantworten als seine Vorgänger in der Regierung. Der Kurs steht heute noch etwa auf einem Viertel des Friedenswertes, ziemlich genau so hoch wie vor einem Jahre. Wer will der Regierung einen Vorwurf daraus machen? Es gibt Dinge, die sich nicht mit bloßer

Energie ändern lassen. Aber es war falsch, den früheren Regierungen den Tiefstand der Lira als Schuld anzukreiden.

Der stärkste Reformeifer ergoß sich ins Schulwesen. Es handelt sich da nicht um Ideen des Fascismus, sondern um jene Verbesserungen, die jahrelang erörtert, geprüft wurden. Solche Reformen reifen in allen Ländern langsam. Der Fascio hat sie zum Teil aus politischen Gründen gefordert. Soweit sie die Wiedereinführung des Religionsunterrichts und die Gleichberechtigung der freien Schulen bei den Staatsexamen betreffen, hat er sie dem Programm der Popolari entnommen. Soweit sie rein schulmännischer Art sind, bewegen sie sich ungefähr auf den Pfaden, die ihnen Benedetto Croce schon gewiesen hat. Der Unterrichtsminister Giovanni Gentile ist, wie schon früher erwähnt wurde, ein berufener Fachmann. Sehr scharf ist er mit den Universitäten umgegangen. Die kleineren sollen beseitigt werden, damit die größeren um so besser ausgestattet werden können.

Die im Ermächtigungsgesetz ausdrücklich genannte Reform der Bürokratie erfolgt auf der Grundlage eines neuen Beamtengesetzes, das Beförderung und Besoldung regelt und so manchen eingerissenen Unzuträglichkeiten den Boden entzieht. Zu den Vereinfachungen des Behördenapparates ist auch die Zusammenlegung von Ministerien zu rechnen. Mussolini hat die beiden Ressorts für Ackerbau und Handel und Industrie in ein einziges Ministerium für Volkswirtschaft vereinigt. Vielleicht haben hier politische Gesichtspunkte oder Personenfragen mitgespielt. Das neue Ministerium wurde mit einem Professor der

Naturwissenschaften besetzt. Die früheren Minister verschwanden aus dem Regierungskollegium. Es liegt wohl auch in der Richtung der Mussolinischen Politik, in der obersten Behörde die Zahl der Köpfe aufs notwendigste herabzusetzen. Das System der fachmännischen Minister hat außerdem den Vorteil, die direkten Bindungen an die politischen Parteien im Parlament zu verringern.

Die positive Reformarbeit Mussolinis stellt eine große Verwaltungsleistung dar. Es ist, wie man sagt, Zug in den Staat gekommen. Aber ist das genug, um ein Land glücklich zu machen? Ist es vor allem ausreichend, das Gefühl der politischen Unrast aufzuwiegen, das durch den Fascismus in die Nation hineingetragen wurde? Um die Eisenbahnzüge pünktlich abfahren und ankommen zu lassen, dafür ist eine Insurrektion ein zu großer Aufwand. Und das Eiltempo der andern Reformen führt vielleicht rascher zur Atemlosigkeit als zu wirklichen Besserungen. Das Dekret verbürgt noch nicht die wirkliche Aenderung und Besserung.

Auf der Passivseite enthält die erste Jahresbilanz noch ein paar Posten, die durch die solidesten Aktiven nicht ausgeglichen werden: der Fascismus ist nicht so ins Leben der Nation eingedrungen, daß er darin aufgegangen wäre. Der Dualismus zwischen einer zur Herrschaft gelangten Partei, die sich selbst als Machtorganisation erhält, und dem Staat ist noch in aller Härte da. Der Fascio verzichtet nicht darauf, neben dem Staat eine eigene Existenz führen zu wollen. Das Problem der Miliz hat noch keine wirkliche Lösung gefunden. Die Schaffung der „gruppi di competenza",

der in den Parteiorganismus eingegliederten Gruppen von Sachverständigen, hat nur dazu beigetragen, den Parallelapparat zum Staate noch stärker auszubilden. Diese Gruppen haben vielleicht den Zweck, auch Nichtfascisten als Fachleute heranzuziehen. Aber sie ermutigen vielleicht auch beim Fascio der Provinzen und Gemeinden die Tendenzen zum Mitregieren.

Den Saldo der Bilanz hat ein Fascist selbst genau berechnet. Massimo Rocco, der Herausgeber des neuen römischen Parteiblattes „Corriere Italiano", hat mit einer sehr ernsthaften Kritik eingesetzt. Er schrieb: „Die Partei hat ihr Tätigkeitsfeld mehr und mehr eingeschränkt auf die Lösung lokaler Probleme, Fragen von Personen und der Eigenliebe von Sekten und Klassen. Die regionalen Oberkommissäre sind abgeschafft worden, die Miliz hat weder ihre definitive Ausgestaltung noch ihre genaue Verwendungsform gefunden; was die Gruppen der Sachverständigen betrifft, so ist die noble Anstrengung jener, die sie errichteten und leiteten, vergeblich geblieben . . ." Und in einer Rede hat Rocco die geordneten Zustände im Lande den ungeordneten Zuständen in der Partei entgegengehalten. Die Partei habe noch die Geistesverfassung der Gewalttätigkeit bewahrt, sie sei „voll von Strebern, Satrapen und Nachmachern Mussolinis". Rocco formulierte auch den lapidaren Satz: „Die fascistische Revolution ist von Mussolini für Italien, nicht für die Partei gemacht worden."

## Die „Italianità“ des Fascismus.

Der Fascio ist eifersüchtig auf seine italienische Eigenart. Bei der Jahresfeier des Marsches auf Rom bestritt der Unterstaatssekretär Acerbo den ausländischen Nachahmungen das Recht, sich den Namen Fascismus beizulegen. Mit gutem Grunde. Nur eine ganz oberflächliche Denkart kann sich auf eine Vergleichung einlassen. In seinem Wesen, in dem was ihm ins Dasein verhalf und ihn leben machte, ist der Fascismus eine Frucht seiner Heimat, die sonst nirgends gedeiht. Um aufzugehen und zu wachsen, brauchte er das spezifische politische Klima Italiens. Er brauchte auch das italienische Temperament. Denn die Mischung von Leidenschaftlichkeit und Gerissenheit, Gewaltsamkeit und Gewandtheit, von oratorischem Rausch und derbem Realismus ist nur in Italien möglich. Der Fascismus ist keine lehrbare und lernbare Schulweisheit, sondern Aktion, die aus ganz bestimmten Explosivstoffen emporschoß wie die Lava des Vesuvs oder des Etna aus vulkanischem Druck. Der Fascismus ist vor allem unlösbar von der Persönlichkeit, die ihn schuf und ihn führt. Wo es keinen Mussolini gibt, da kann es auch keinen Fascismus geben.

Was man abgucken konnte, das war das Aeußerliche, die Organisation von illegalen bewaffneten Verbänden mit Milizcharakter. Aber das ist, wie wir gesehen haben, gerade das, was am italienischen Fascismus nicht ganz original ist. Die revolutionäre

Arbeitermiliz ist eine russische Erfindung, die zweifellos Mussolini die ersten Anregungen gab. Auch die Idee der den Staat mit Gewaltmitteln beherrschenden Partei ist moskowitisch. In der Ausführung hat sie freilich eine so intensive südliche Färbung erhalten, daß der rote Ursprung kaum mehr zu erkennen ist. Sie ist, wie Mussolini selbst einmal schrieb, lateinisch geworden, das heißt klar umrissen, nüchtern und kraftvoll.

Der Fascismus konnte nur entstehen in einem Siegerlande, das mit den Ergebnissen des Krieges nicht zufrieden war. Seine Genealogie beginnt im Interventionismus. Darin liegt sein Charakter beschlossen. Die Interventionisten, die ihr Vaterland in den Krieg trieben, standen nach dem Sieg sozusagen mit leeren Händen da. Denn sie ernteten nicht alles, was sie erwartet hatten. In den ersten Wahlen flogen die Stimmen der Massen in der Tat jenen Parteien zu, die gegen Italiens Eingreifen gewesen waren. Die Interventionisten waren trotz des Siegs ins Unrecht versetzt worden. Dies ist der merkwürdige Gefühlsboden, in dem die ersten Keime des Fascismus zu sprossen anfingen. Die nachträgliche Rechtfertigung des Interventionismus, das ist die politische Mission des Fascio. Daher der Kultus, der mit den „idealen und sittlichen Werten des Sieges" getrieben wird. Daher der Kampf gegen eine vernünftige Friedenspolitik, die auf gewisse Eroberungen verzichtete. Daher die Todfeindschaft gegen den drohenden Bolschewismus, der alles Errungene einem östlichen Phantom opfern wollte.

Noch etwas bestimmte die spezifische Gefühlsfarbe des Fascismus: Italien hatte endlich die Vereinigung mit den unerlösten Gebieten erlangt. Die ganze Nation war nun in einem Staate umschlossen. Der seit hundert Jahren glühende Wunsch war erfüllt. Aber die Erfüllung ließ die innere Leere des Nachkriegs zurück. Diese Leere auszufüllen, war die Aufgabe, die sich der Fascismus stellte, ohne sich vielleicht ganz klar darüber zu werden. Er wollte noch mehr: er wollte aus dem Bewußtsein der vollen nationalen Einigung eine wunderbare Kraft der Erneuerung schöpfen, eine Elastizität, die weit über das Erreichte hinausschnellt in eine große Zukunft.

Endlich war der Fascismus eine Reaktion gegen eine drohende linksradikale Revolution gewesen. Die Revolutionen bei den Zentralmächten waren geistig vorbereitet. Die Niederlage hat sie ausgelöst. Die Mehrheit der Bevölkerung hat sie anerkannt. Der neue Staat war vor die ungeheure Aufgabe gestellt, einen verlorenen Krieg zu liquidieren, und das unter dem Druck übermächtiger und unerbittlicher Gegner. Da gab es keinen Platz für neue kriegerische Kraftanstrengungen, sondern nur die Politik des ernsten, verständigen Wiederaufbaus. Ruhe war die erste Bürgerpflicht, aber im Sinne des modernen demokratischen Bürgers, der seine Pflicht aus Erkenntnis und nicht aus Untertanenverstand erfüllt. Da gab es vor allem keinen Raum für die Hymnenstimmung und Weihrauchluft, die dem Fascismus die Inbrunst gibt.

Das wichtigste aber ist, daß in dem unterlegenen Deutschland die bolschewistische Revolution von den Arbeitern selbst niedergeschlagen wurde. Die

gemäßigte Arbeiterschaft ist die Hüterin der Ordnung geworden. Sie hat den Staat vor dem vollen Zusammenbruch gerettet. Sie hat ihm den Weg in eine neue von der Volksmehrheit angenommene Ordnung geebnet. Das ist der kapitale Unterschied von Italien. Da hat, wie wir gesehen haben, die gemäßigte Arbeiterschaft nicht die Kraft gefunden, den Linksradikalismus zu ersticken. Das war ihre tragische Schuld. Sie überließ reaktionären Kräften die Bekämpfung des Bolschewismus. Sie ließ sie daran erstarken und Sympathien im Bürgertum gewinnen.

Die italienischen Fascisten wiederholen unaufhörlich, ihr Programm und ihre Bewegung seien kein Exportartikel. Sie haben kein Interesse, in anderen Ländern ähnliche Strömungen zu erzeugen. Giuseppe Prezzolini, allerdings kein Fascist, sagt: „Der Fascismus ist eine im Wesen italienische politische Kraft; sie kann keine Allianz mit dem Fascismus anderer Länder haben, oder mit den Bewegungen, die sich die Etikette des italienischen Fascismus zulegen, denn diese sind im Grunde nationalistisch und müßten der italienischen Nation entgegentreten." Die Schlußfolgerung trifft nicht auf alle Fälle zu. Der Nationalismus zweier Länder kann sich sehr gut verständigen, wenn gegenüber Dritten gemeinsame Interessen vorhanden sind. Der Weltkrieg war eine Koalition des Nationalismus in Ost und West. Aber es ist an sich richtig, was Prezzolini sagt: Der Fascismus als Uebersteigerung des italienischen Nationalgefühls kann nicht wünschen, jenseits der Grenzen sein Gegenstück zu erzeugen oder zu sehen. Die Uebersteigerung des nationalen Egoismus drängt zur Vorherrschaft und zur Beherrschung.

Lebt im Fascismus nichts, was Gemeingut der Völker werden könnte? Wir haben gesehen, seine theoretische Gedankenwelt ist spröde, bruchstückhaft. Sie hat nichts Gewinnendes, Bezauberndes, nichts was die Grenzen leicht überschreiten könnte. Seine Gewalttätigkeit schafft ihm überall Hindernisse. Und die Verdienste, die er um Italien haben kann, müssen außerhalb nicht höher bewertet werden als innerhalb. Der Fascismus hat keine Idee in sich, die durch ihre Tiefe oder die Kraft ihres idealen Schwungs von selbst die Menschheit eroberte. Er will selbst ja auch nichts anderes sein als eine Aktion des nationalen Egoismus.

Bei dem Empfang des spanischen Diktators, des Generals Primo de Rivera im Palazzo Venezia — aus Anlaß des spanischen Königsbesuchs in Rom — hielt Mussolini eine Rede. Er stellte Vergleiche an mit dem Staatsstreich, den Primo in Spanien vollzogen hatte. Er erkannte an, daß gewisse Aehnlichkeiten mit dem Fascismus bestehen. Vorher hatte der Spanier in seiner Rede schon Vergleiche angestellt, aber dann auf die spanische Eigenart seiner eigenen Aktion hingewiesen. Mussolini ging weiter: „Wenn schon der Fascismus ein typisch italienisches Phänomen ist, so besteht doch kein Zweifel, daß gewisse seiner Postulate universeller Natur sind, da viele Länder durch die Degeneration der demokratischen und liberalen Systeme gelitten haben und noch leiden. Die Liebe zur Disziplin, die Vereinigung von Schönheit und Kraft, der Mut zur Verantwortung, die Mißachtung für alle Gemeinplätze, der Durst nach Wirklichkeit, die Liebe zum Volke, aber ohne groteske Höfischkeit,

diese Grundsteine der fascistischen Anschauung können auch in anderen Ländern dienstbar werden."

Das wäre also der allgemeinere Gehalt des Fascismus. Das heißt so viel, als daß er nichts enthält, was nicht schon in der ganzen Welt anerkannt wäre. Oder daß Mussolini für spezifisch fascistisch erklärt, was die ganze Welt schon immer verehrt hat: Disziplin, Schönheit und Kraft, Mut zur Verantwortung, Mißachtung der Gemeinplätze, Durst nach der Wirklichkeit. Liebe zum Volke ohne Schmeichlerei — haben das nicht auch der Liberalismus und die Demokratie sich zu eigen gemacht? Sie können es jedenfalls. Denn nichts in ihrem Wesen widerspricht diesen schönen Dingen. Man wird sich nur darüber verständigen müssen, was zum Beispiel Gemeinplätze sind und was Mut zur Verantwortung bedeutet. Gemeinplätze können auch die Schlagworte des Fascismus sein. Sie sind es sogar sehr stark. Mut zur Verantwortung kann an die Grenze streifen, wo er unverantwortlich wird. Das ist im Fascismus sehr oft der Fall, bei jeder Gewalttätigkeit. Mut zur Verantwortung kann zum Spielermut werden, der ungeheure Einsätze wagt. Die Anbetung der Kraft verführt leicht zu diesen Dingen.

Mussolini selbst hat die Empfindung dafür nicht verloren. In seiner ersten Rede im Senat am 27. November 1922, noch unter den frischen Eindrücken seines Staatsstreiches stehend, sagte er: „Sie sagen mir, daß die Verantwortung, die ich übernommen habe, ernst, ungeheuer ist. Ja, ich weiß es, ich fühle es. Manchmal gibt mir das Gefühl dieser Verantwortung, erhöht durch eine tiefe und vibrierende Spannung der Erwartung, die Empfindung des Er-

stickens, des Zerdrücktwerdens. Dann muß ich alle meine Kräfte anrufen, meinen ganzen Willen zusammenraffen, mir in meinem Geiste die Interessen und die Zukunft des Vaterlandes gegenwärtig halten. Nun wohl, ich weiß, nicht meine Person steht auf dem Spiel. Wenn es mir nicht gelingt, dann bin ich ein erledigter Mann . . .“

Wenn es damit erledigt wäre, daß Mussolini selber erledigt sein würde, dann hätte sein Wagnis vielleicht nicht die große Bedeutung. Das Wagnis hat noch eine andere Seite. Es war nicht von der höchsten Not des Vaterlandes diktiert. Auch der wildeste fascistische Fanatiker wußte, daß man noch hätte warten können. Niemand hat behauptet, Italien wäre ohne den Marsch auf Rom verloren gewesen. Aber die Unternehmer des Staatsstreiches haben eine ungeheure Gefahr für die ruhige Entwicklung heraufbeschworen. Noch ist diese Gefahr nicht völlig überstanden. Es ist jedenfalls nicht das Verdienst des Fascismus, wenn sie beim ersten Stoß abgelenkt wurde. Im Gegenteil, der Fascio läßt sie latent weiter drohen. Er ist sogar bereit, sie wieder akut werden zu lassen. Das ist eine Art Mut zur Verantwortung, der den Einsatz nicht nach dem möglichen Gewinn richtet und darum auch wenig zur Ausfuhr geeignet ist.

Im übrigen hat Mussolini seinem spanischen Gast nur vom Feingehalt des Fascismus gesprochen, nicht von dem unedlen Metall, das beigemischt ist. Wenn der Feingehalt wirklich überall zu gangbarer Münze geprägt werden kann, dann ist die Legierung nicht wertvoll, nicht reich genug, um bei andern Völkern hohe Einschätzung finden zu können. Was Mussolini im

Fascismus preist, ist so etwa das, was man allgemein menschliche Tüchtigkeit nennt. Kein politisches System kann sie entbehren, und der Fascismus kann sich nicht rühmen, sie in einem ewigen Monopol erworben zu haben. Dem Fascismus ergeht es wie jeder Institution. Er bedeutet nur etwas, wenn Persönlichkeiten darin stehen. Der italienische Fascismus hat seinen Kopf und seine Seele in einer solchen Persönlichkeit. Ohne diese wäre er nichts. Die wahre „Italianità“ des italienischen Fascismus heißt Mussolini.

---

# „Mussolinismo".

Von Zeit zu Zeit geht durch den Organismus des Fascio ein Malariaanfall mit hohen Fiebergraden. Man fürchtet, Mussolini könnte untreu werden. Der Duce versichert dann, daß er nicht daran denke, und die Gemüter beruhigen sich wieder. Aber der Krankheitserreger bleibt im Körper. Die Befürchtungen vor stärkeren Rückfällen sind nicht unbegründet. Es gibt einen „Mussolinismus", der mit dem Fascismus nicht identisch ist. Der Schöpfer des Fascio kann sich kaum von seiner Schöpfung losmachen, ohne lebensgefährliche Rißwunden zu schaffen. Das zusammengewachsene Zwillingspaar hat gemeinsame lebenswichtige Organe. Doch Mussolini versteht die gegenseitige Abhängigkeit in seinem Sinne. Er geht nicht in der Partei auf. Er will sie führen, er will sie seinen Zwecken dienstbar machen. Man kann ruhig zugeben, daß seine Zwecke sich mit den Interessen Italiens eher decken als die des Fascio.

Die Gegensätze, die sich so zwischen dem Gründer und Führer und den heterogenen Elementen in der Partei herausbildeten, waren schon vor dem Marsch auf Rom vorhanden. Damals sah man in diesen Erhitzungen noch Kinderkrankheiten. Man verzieh dem unentbehrlichen Duce manche Eigenheit und Rauheit oder entschuldigte sie mit der Urwüchsigkeit seines

Charakters, der alle Nachteile seiner Qualitäten aufweist. Mussolini mußte indessen damals schon hin und wieder Ungezogenheiten ungebärdiger Kameraden hinnehmen. Nach dem Staatsstreich verdichteten sich die Anwandlungen von Mißtrauen zu dem Verdachte, daß der Fascio für Mussolini nur die Treppe zur Macht gewesen sei. Der Begriff des „Mussolinismo“ klärte sich. Ganz eindeutig wurde er noch nicht. Man verstand einmal darunter eine Art „Revisionismus“, der von Mussolini ausging. Es handelte sich um die Reformen und Umbildungen, aus denen der Fascio seit seiner Gründung nicht herauskommt. Es handelte sich auch um die Säuberung der Partei von den Unerwünschten, die man in den ersten Wachstumskrisen unbesehen aufgenommen hatte. Später versuchte man sich auch von den Zuläufern zu trennen, die dem zur Macht gelangten Fascismus in Massen zugeströmt waren.

Der Revisionismus offenbarte den tiefwurzelnden „rassismo“ in den Provinzen. So nannte man nach dem vom abessinischen Krieg her in Italien wohlbekannten Worte „ras“ das Häuptlingstum, das sich in einzelnen Provinzialverbänden ausbildete. Der „fascismo provinciale“ vermied es zunächst, gegen Mussolini selbst aufzutreten. Der Abgeordnete Farinacci von Cremona, eine der wichtigsten Stützen des Fascio, schrieb im September 1923 in seinem Blatte: „Eine von Opportunisten und Geschäftemachern genährte Strömung möchte den „Mussolinismus“ schaffen, um den Chef vom Fascismus abzusondern... Aber diese Herren wissen, daß sie in den Reihen der Fascisten keine Gefolgschaft finden.“

Mussolini ist viel zu selbständig, um sich von ein paar Höflingen oder einer Kamarilla umspinnen zu lassen. Was die offiziöse Presse in Rom tut, ist vom Chef genehmigt, wenn nicht veranlaßt. Farinacci ist das sicherlich nicht unbekannt gewesen. Jedenfalls hat sich Mussolini mit äußerster Energie für den Führer des Revisionismus, Massimo Rocco eingesetzt, als dieser wegen seiner offenen Kritik aus der Partei ausgeschlossen werden sollte. Das Programm des Revisionismus entspricht auch nur den Ideen, die Mussolini in seinen Reden immer wieder betont. Er kleidet sie freilich mehr in seine ewige Forderung nach willenloser Disziplin ein. Er verlangt ein blindes Vertrauen auf seine Politik. Das setzt voraus, daß er den Gehorsam auch verlangt, wenn sein Tun den Massen nicht ganz verständlich erschiene.

Farinacci vertritt die Auffassung, daß nur die Bodenständigkeit in der Provinz dem Fascio das Leben gebe und erhalte, nicht aber die bürokratische Spitze in Rom. Er hat zweifellos recht, denn die Fasci wurzeln in den lokalen und provinziellen Interessen, in den Gegensätzen zu den anderen Parteien, persönlichen Machtstellungen. Wenn man ihnen diese örtlichen Lebenskomplexe entzieht und sie zu bloßen Filialen der Zentrale machen will, dann fühlen sie sich entmannt. Die Fasci wollen leben, um zu herrschen. Sie gehören einer Partei an, um damit auch das ganze Land beherrschen zu können. Aber sie lassen sich von der Partei nicht den heimischen Acker brach legen. Das ist es indessen, was der Revisionismus versucht. Das wohlverstandene Interesse des Fascismus liegt in der Befriedung des Landes, in der Aussöhnung

mit den übrigen Parteien. Dazu wäre nötig, daß die lokalen und provinziellen Verbände in ihrem Bereich die gleiche Politik und Taktik annehmen. Das aber bedeutete die Aufgabe ihrer eigenen Herrschaft, die fast immer eine Tyrannei ist.

Die revisionistischen Tendenzen, die man als „Mussolinismus“ bezeichnen kann, haben sich naturgemäß verstärkt, seitdem der Fascio den Staat in Händen hat. Mussolini ist in eine Doppelstellung geraten, wie wir schon in einem früheren Kapitel gesehen haben. Er ist Haupt der Regierung und Haupt der Partei. An der Spitze des Staates erwachsen ihm Verpflichtungen und Interessen, die sich nicht mit denen des Parteihauptes decken. Er braucht die „collaborazione“ des Parlaments, mindestens einiger Parteien. Draußen im Lande aber nährt sich der Fascio vom Kampfe gegen diese Parteien. Alle Mahnungen zur Disziplin schaffen keine wirkliche Abhilfe.

Aus diesem Dualismus hat Mussolini den Ausweg noch nicht gefunden. Er sucht ihn in einer Richtung, in der ihm der rassismo vielleicht noch weniger folgen würde: Unabhängigkeit der Regierung von jeder Partei, also auch vom Fascismus. Schon seit langem hat Mussolinis innere Politik den Anschein, daß sie die fascistische Waffenrüstung ablegen und in ein behagliches wirklich konstitutionelles Heim einziehen möchte. Das wäre die Rettung aus allen gefährlichen Unklarheiten, unter denen die Stellung der Miliz die unklarste und gefährlichste ist. Neben dem königlichen Heere ist kein Platz für eine Prätorianergarde. Alle Kompromisse helfen darüber nicht hinweg. Je

enger die Miliz dem Heer eingegliedert wird, desto mehr verliert sie auch den Charakter einer Machtgarantie für Mussolini selbst. Farinacci hat sofort empfunden, daß diese Eingliederung die Miliz dem Fascio entziehen würde, und hat dagegen protestiert. Die Nebenregierung des fascistischen Gran Consiglio ist ebenfalls eine Hemmung für den Staatsleiter. Unter dieser Belastung gewinnt seine Politik das Sprunghafte und Paradoxe, das rein sachlich nicht begriffen werden kann.

Mussolini hat das Parlament so schlecht behandelt, daß es ihm nicht leicht zu Willen wäre, wenn die okkulte Macht des Fascio nicht mehr hinter ihm stünde. Es sei denn, daß er als Persönlichkeit eine das ganze Volk durchdringende Popularität oder ein außerordentliches staatsmännisches Relief gewänne. Es müßte schon so sein, daß in allen Schichten der feste Glaube erstünde: nur Mussolini kann uns regieren. Vielleicht sind die modernen Völker dazu zu skeptisch. Was die Möglichkeiten im Parlament betrifft, so darf man wieder auf das Beispiel Briands in Frankreich hinweisen. Briand hat sich immer als republikanischer Sozialist bezeichnet. Aber seine Regierungsmehrheiten bildete er so ziemlich aus allen republikanischen Parteien, die er zum Teil spaltete. Wollte Mussolini sich eine ähnliche Position verschaffen, dann müßte er sich vom Fascismus trennen oder ihn so zähmen, daß er sich in eine freie Koalition fügt.

Mit dem Sinn für nüchternste Realpolitik, den Mussolini im Innern entwickelt hat, wird er seine feste Stellung nicht verlassen, bevor er eine neue ausgebaut

hat. Der Fascio hat den sichersten Sockel für Mussolini geboten. Die zersetzenden Kräfte im Fascio dürften vor dem Zauberwort des Duce noch immer wieder verstummen. Sie wären jedenfalls leicht zu bannen, wenn Mussolini im Parlament die Reform der Verfassung fordern würde.

Der Gedanke einer Aenderung, die der Regierung die Unabhängigkeit von den Mehrheiten sicherte, ist schon längst erörtert worden. Er gehört zum Wesen der fascistischen Politik. An einen Absolutismus der Krone wird dabei nicht gedacht. Was jedenfalls Mussolini vorschwebt, das ist eine Regierung aus Fachleuten, die sich den Einflüssen der Parteien entzieht. Bei den vorgenommenen Umbildungen seines Ministeriums scheint er diesen Plan ganz geradlinig verfolgt zu haben. Ursprünglich war sein Kabinett aus qualifizierten Fachleuten zusammengesetzt, die aber alle Parlamentarier und Parteipolitiker waren. Einzelne sind aus politischen Gründen ausgeschieden. Er hat sie entweder nicht ersetzt, oder, wie bei der Zusammenlegung von Ackerbau mit Handel und Industrie durch einen Gelehrten. Die italienische Verfassung setzt der Freiheit des Ministerpräsidenten in der Wahl seiner Mitarbeiter kein Hindernis entgegen. Mussolini hat bei diesen Neuerungen auch keinen Widerstand gefunden. Aber es ist klar, daß er das alles nur unternehmen kann, weil er sich auf den außerparlamentarischen fascistischen Machtfaktor stützt.

Um das Verfahren dauernd zu sichern, bedürfte es einer Verfassungsänderung. Wie das im einzelnen durchzuführen wäre, ist den Vätern der Idee offenbar selbst noch nicht ganz klar. Aber es fehlt nicht an

Anzeichen dafür, daß Mussolini an solche Aenderungen gedacht hat. Die Absicht einer Verfassungsrevision hat er wiederholt bestritten. Aber es würde sich nicht um einen neuen Staatsstreich handeln, wenigstens nicht um einen offenen. Die Verfassungsänderung müßte verfassungsmäßig durchgeführt werden. Die Mitwirkung des Parlaments, die dazu notwendig wäre, ließe sich wahrscheinlich nur mit den Mitteln erlangen, mit denen Mussolini bisher sich Mehrheiten erzwungen hat. Aber es fragt sich, ob die Parteien sich bei jeder Wiederholung des Spiels gefügig zeigen würden. Weil sie dem Lande den schweren Konflikt ersparen wollten, haben sie den Druck zuerst über sich ergehen lassen. Solche Selbstüberwindungen werden nicht leichter, wenn sie oft gefordert werden. Der Groll summiert sich. Mit diesen Stimmungen rechnete Mussolini jedenfalls, als er Anfang Dezember 1923 die Kammer vertagte, um einer Diskussion über die Verlängerung des Ermächtigungsgesetzes zu entgehen. Es ist anzunehmen, daß die Kammer die Verlängerung bewilligt hätte. Aber zweifellos hätte Mussolini einen noch stärkeren Druck ausüben müssen als bisher.

So gibt es einen doppelten Mussolinismus, den einen als einen Faktor der Zersetzung im Fascio, den andern als eine persönliche Machtbestrebung in der italienischen Politik, die kaum minder auflösend wirkt. In der praktischen Wirklichkeit laufen die beiden Linien stellenweise parallel, aber auch wirr durcheinander. Solange beide Tendenzen sich im Gleichgewicht halten, sind sie eine innere Angelegenheit der Partei. Der „Mussolinismo" ist dann für den

Fascio, was der Fascio für Italien ist, ein Explosivstoff, den man keinen hohen Temperaturen aussetzen darf. Er kann lange ruhig lagern, ohne gefährlich zu werden. Er kann sich sogar langsam zersetzen. Nur lebt die Nachbarschaft in nicht sehr angenehmen Empfindungen dahin, solange sie weiß, daß das Pulver noch trocken daliegt.

Daß Mussolini den Fascismus heute als eine Fessel empfindet, die ihn in der vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit beengt, ist deutlich sichtbar. Es ist auch nicht zu verkennen, daß in ihm ein starker Trieb lebt, die fascistische Diktatur in ein parlamentarisches Regime hinüberzuleiten. Der Fascio trägt keine Garantie ewiger Dauer in sich. Er ist ein unbequemes Gefolge.

Aber was Mussolini immer planen mag, steht unter dem Druck der ersten Gewalttat. Die starke Persönlichkeit kann sich von allem befreien, nur nicht von der Logik des Schicksals: der Usurpator kann nicht in die Wege des Rechts zurückkehren. Es sei denn, daß er sich selbst aufgebe und dem verletzten Rechtsgefühl als Sühne biete. Er steht überall vor dem eigenen Pentagramm, das ihn wohl einließ, ihm den Ausgang aber verlegt.

---

# Der Sinn des Phänomens.

Das „fenomeno fascista“ hat seinen letzten Sinn noch nicht enthüllt. Es ist charakteristisch, daß die Fascisten selber ihre Bewegung ein Phänomen nennen. Sie haben das Gefühl, etwas Ueberraschendes hervorgebracht zu haben, das noch der Erklärung bedarf. Mussolini hat dem Fascismus ein halbes Jahrhundert der Herrschaft prophezeit. Seine Gegner geben ihm höchstens ein paar Jahre. Als im Sommer 1917 die Bolschewiken in Rußland drohten, sich der Regierung zu bemächtigen, meinten bürgerliche Politiker der Koalition, man solle sie nur herankommen lassen. Denn in vierzehn Tagen hätten sie abgewirtschaftet. Man kann sich in solchen Prognosen furchtbar irren, wenn man die Bedeutung der Persönlichkeiten nicht richtig einschätzt. Lenin, den man für einen bloßen Agitator gehalten hatte, entwickelte sich zum großen Strategen der Revolution.

Mussolini ist ein Mann, der sich bisher den Situationen gewachsen zeigte, in die er gestellt worden war. Er hat schon viel gelernt, seitdem er an der Spitze der Staatsgeschäfte steht. Sein Meisterstück war die Lösung des hitzig aufgeworfenen Streites mit Griechenland. Die erste gewalttätige Geste der Besetzung Korfus hat er entschlossen zurückgenommen, als er sich klar war, wohin er mit der Fortsetzung der

Gewaltpolitik geraten würde. Die diplomatische Verschleierung verdeckte den wirklichen Rückzug nur schlecht. Der Irrtum war der Vorstoß, die Rücknahme ein Beweis staatsmännischen Denkens. Eigensinniges Beharren hätte ihn nur tiefer in eine Lage verstrickt, die nach vorwärts keinen Ausweg bot.

Auch in der inneren Politik hat Mussolini klug zwischen den beiden Faktoren operiert, mit denen er rechnen muß, zwischen dem Parlament und dem Fascio. Er hat seine Worte vielleicht nicht so sehr in der Gewalt wie seine Akte. An der Oberfläche ist seine Haltung oft paradox, in der Tiefe scheint sie in jeder Nuance bedächtig überlegt zu sein. Man fühlt einen Grundgedanken, der Geheimnis bleibt.

Die Kraft des Fascismus ist die Kraft Mussolinis. Nach einem Jahr der Probe kann nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, daß die Bewegung ohne die halb mystische Herrschergabe des Führers ins Chaos zurückgesunken wäre. In Mussolini hat sich eine Art „pouvoir personnel“ entwickelt, der sich nicht auf verfassungsmäßige Rechtstitel, sondern lediglich auf die Person stützt. Gewiß, es ist ein Absolutismus, der sich selber die Grenze setzt, um sein Prinzip nicht in Frage zu stellen. Er ist nicht starr, er biegt und wendet sich in großer Elastizität. Aber er opfert nichts von seinem Wesen, von seinem Umfang und seiner Gewalt.

Wenn man in der Geschichte nach ähnlichen Erscheinungen sucht, dann denkt man leicht an Cromwell. Aber hier ist, ganz grob gesehen, nur der Parallelismus zum Parlament vorhanden. In die Tiefen der englischen Revolutionsbewegung reicht der

Fascismus nicht hinab. Und Mussolini hat noch zu beweisen, daß er ein Cromwell ist.

Am nächsten verwandt erscheint der Boulangismus in Frankreich. Nur ist Mussolini bereits weit über den Punkt hinweg, an dem Boulanger gestrauchelt ist. Mussolini hat seinen Staatsstreich glatt und geschickt vollzogen. Er pflegt auch zu reiten, und manche Römer wittern dahinter napoleonische Gelüste. Aber sein Pferd ist kein Bestandteil seiner Autorität und Popularität wie der schwarze Hengst des französischen Revanchegenerals. Der Vergleich mit dem Boulangismus hinkt, weil Mussolini eine viel stärkere Persönlichkeit ist.

Auch das Beispiel Napoleons des Dritten kann nicht als genauer Maßstab herangezogen werden. Aber hier liegen vielleicht doch die interessantesten Aehnlichkeiten. Denn das zweite Kaiserreich war der letzte große Versuch, durch Gewaltsamkeit einen „pouvoir personnel" zu errichten und ihn mit mehr oder weniger konstitutionellen Formen zu umkleiden. Der Versuch ist nicht gelungen. Er hat zwar zwanzig Jahre gedauert, aber er endete in einer Katastrophe. Der Sturz Napoleons war nicht eine zufällige Komplikation der Weltpolitik. Es war die logische Entwicklung der inneren französischen Politik. Denn diese war es, die zum äußeren Konflikt hintrieb, weil darin der Ausweg aus einer unhaltbar gewordenen Lage gesucht wurde. Eine unmittelbare Revolution drohte nicht. Dazu waren die Machtmittel des Kaisers noch zu stark und lagen noch zu sicher in seiner Hand. Die Lage war moralisch unhaltbar geworden.

Napoleons Stellung mußte durch neue Erfolge neu gefestigt werden.

Solche Explosionen der inneren Politik nach außen sind in der Geschichte nichts Ungewöhnliches. Aber in Frankreich verknüpfte sich alles in der Person Napoleons. Die Opposition, von der er sich in den Krieg treiben ließ, bestand aus den Unterlegenen der Staatsstreiche von 1851 und 1852. Der drängende innere Konflikt war einzig der Gegensatz zwischen der Autokratie des kaiserlichen Regimes und dem unterdrückten Liberalismus orleanistischer oder republikanischer Färbung, denen sich noch der Legitimismus zugesellte. Man hat in Frankreich den napoleonischen Staatsstreich eine „petite opération policière", eine kleine polizeiliche Maßnahme genannt. Das war sie aber nur im ersten Momente. Denn sie setzte sich fort in einer systematischen Verfolgung der Gegner, die man übrigens gerne zu Sozialisten stempelte, um das Bürgertum zu beruhigen. Aber es ist gleichgültig, ob der Staatsstreich an sich viel oder wenig Blut und unmittelbare Gewalttätigkeit fordert. Worauf es ankommt, das ist die Unterdrückung der politischen Freiheit. Es hilft wenig, diese Unterdrückung so menschenfreundlich wie möglich zu gestalten. Im Laufe der Jahre sammelt sich eine innere Spannung an, die sich irgendwie entladen muß. Als Napoleon den Frieden mit der Opposition suchte und sein „empire libéral" errichtete, da war es zu spät. Lange Jahre der Unterdrückung klingen nicht mehr in Versöhnung aus.

Die Parallele zwischen Mussolini und Napoleon läßt sich in vielen Einzelheiten fortsetzen. Die formalen

Unterschiede in beiden Fällen ändern an dem nichts, was wesentlich ist, an der Konzentration der öffentlichen Gewalt und der Regierung in einer Person unter Mißachtung der politischen Freiheit. Napoleon hatte seine Macht auf Plebiszite gegründet. Mit diesem sogenannten Ausdruck des Volkswillens rechtfertigte er jede Vergewaltigung der Konstitution. In Italien redet Mussolini davon, daß seine Regierung von einer Volksbewegung geschaffen worden sei. Die Anhänger verbreiten einen Kultus seiner Persönlichkeit, wie ihn die beiden Napoleone für sich treiben ließen. Und in Frankreich wie in Italien macht man die gleichen Worte über Autorität und Ordnung, die als höchste Prinzipien der Freiheit entgegengesetzt werden. Hier wie dort der Terror gegen das Parlament und Presse, die Annäherung an die Kirche, der Schutz der Großindustrie und der Kampf gegen den Sozialismus.

Die Konzentration der Macht und der Regierung in einer Person, das ist es, was sich in Italien in loseren Formen unter Mussolini entwickelt. An sich schließt die Demokratie nicht aus, daß eine Regierung unter besonderen Umständen besondere Vollmachten erhält. Jeder Krieg wurde so geführt. Die Regierungen bildeten sogar noch engere Ausschüsse mit absoluter Entschließungsgewalt. Die Aufgaben des Nachkriegs erforderten in einzelnen Ländern ähnliche Einrichtungen. Voraussetzung bleibt die spätere Rechenschaftslegung vor der Volksvertretung.

Aber Mussolinis Autorität ruht nicht auf dem Ermächtigungsgesetz, das er sich bewilligen ließ. Sie ist durch das Medium seiner Miliz autokratisch. Und er regiert persönlich. Der „pouvoir personnel“ wird

auch ein „gouvernement personnel". Das Prinzip seiner Persönlichkeit deckt sich nicht nur mit dem Staatsprinzip, sondern mit jedem Regierungsakt. Hier beginnen die Inkongruenzen, aus denen nach und nach die Gegensätze sich entwickeln. Alle historischen Beispiele haben bewiesen, daß naturnotwendig der Augenblick kommt, in dem die Persönlichkeit Selbstzweck wird. Sie setzt alles an ihre Erhaltung. Sie überwuchert mit ihren Interessen den Staat. Sie überwuchert sich selbst. Sie vergiftet die eigenen Lebenssäfte mit diesen Wucherungen. Sokrates sagte vom Tyrannen, daß seine Seele „beständig von einem Stachel getrieben voll Unruhe und Reue sein wird". Vom ersten Napoleon hat man gesagt: „Er gewann hundert Schlachten, um nach St. Helena zu kommen." Er ist das vollendetste Beispiel für die Ueberwucherung des Staates durch die Persönlichkeit. Er hat auch selbst bekannt: eine Regierung kann nur aus ihrem eigenen Prinzip leben. Sein Neffe hat es in kleinerem Maßstabe wiederholt. Beide ließen sich nur durch die Katastrophe beseitigen, in die sie das Land hineintrieben, weil sie nicht imstande waren, freiwillig das Opfer ihrer Persönlichkeit zu bringen.

In seinen schon erwähnten Worten vor dem Senate, hat Mussolini deutlich gesehen, daß er ein „erledigter Mann" ist, wenn sein Unternehmen mißlingt. Er hat die formale Verletzung der Verfassungsformen nicht so weit getrieben, um nicht mehr zurück zu können. Man kann sich denken, daß er sich den Weg in den Parlamentarismus bahne. Es läge im Gesetz der Entwicklung Italiens, daß die Gegensätze sich ausgleichen. Vor zwei Jahrzehnten war das Ministerium

Pelloux, das mit den anarchistischen Revolutionswellen zu kämpfen hatte, im Begriffe, eine Diktatur zu errichten. Der Ruf Sonninos „Zurück zur Verfassung" brachte die Lösung der Krisis. Aber es muß jetzt nicht wieder so verlaufen. Mit den von selbst gegebenen Einschränkungen gelten die Erfahrungen, die in Frankreich mit diesen persönlichen Machtstellungen gemacht wurden. Das Geschick des Staates wird an die Selbsterhaltung einer Persönlichkeit geknüpft. Deren Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mag nicht im geringsten bezweifelt werden. Aber nicht allein der gute Wille ist entscheidend. Der vermiedene Mißbrauch ist noch keine Garantie für den richtigen Gebrauch der Macht. Die ehrliche persönliche Ueberzeugung, daß man ein Volk glücklich machen und herrlichen Tagen entgegenführen werde, genügt nicht. Es kommt darauf an, daß man die guten Wege auch finde, auf denen man zum Glück und zu den herrlichen Tagen gelangt. Diese Garantie trägt kein Mensch in sich.

---

# Energie und Demokratie.

Der Fascio kämpft mit Waffen gegen Ideen. Das ist das tiefste Merkmal seiner Gewaltsamkeit. Seinen eigenen Ideen traute er nicht die Kraft zu, von selbst zu siegen. Nur ein solcher Sieg hätte ihre Ueberlegenheit bewiesen.

Es sind die Ideen der Demokratie, die der Fascio bekämpft. Nicht bloß der Demokratie als Grundlage einer Staatsverfassung, sondern der Demokratie als Weltanschauung, als Prinzip des politischen Lebens eines Volkes und der Menschheit. Er will ihr schon den Ruhm lassen, eine geschichtliche Funktion erfüllt zu haben. Aber er erklärt sie für überholt, für veraltet, für unfähig, sich weiter zu entwickeln, für unfähig vor allem, die Aufgaben der Gegenwart zu lösen.

Was setzt der Fascio der demokratischen Idee entgegen? Wenn man ihn der Zufälligkeiten entkleidet, dann scheint er nur das Prinzip der politischen Energie darzustellen. In der Demokratie sieht er Gerede, im Parlament eine Schwatzbude, in der Freiheit Zuchtlosigkeit, im Volke die zu leitende Herde, in der Politik eine Art Parasitismus. Sich selbst stellt er dar als Autorität, Hierarchie und Disziplin, als lebendige Aktion, die von einer Aristokratie ausgeht. Die Schriftsteller des Fascismus reden sehr gern von seinem aristokratischen Charakter. Nur

wird nicht ganz klar, was für eine Aristokratie sie meinen. Wie wählen sie die aus, die ihre „führende Klasse" bilden sollen? Italien eine neue führende Klasse zu geben, bezeichnet der Fascio ausdrücklich als seine eigentliche Aufgabe. Wie wird diese Klasse gebildet? Ist es die Aristokratie des Geistes, der Gesinnung, der persönlichen Tüchtigkeit?

So wie der Fascio in der Wirklichkeit gewachsen ist, fehlt ihm die Berechtigung, sich eine Aristokratie zu nennen. Er ist noch weit von seinem Ideal. Die Familieneigentümlichkeiten, Autorität, Hierarchie, Disziplin hat er nur in verkümmerter Körperlichkeit zur Welt gebracht. Soll er sie voll ausgeprägt besitzen, dann muß er sie sich anerziehen. Aber man erzieht sich nicht alles an, was man wünscht. Die Parteigeschichte des Fascio unterscheidet sich in einem von jener anderer politischen Parteien. Er hat in seiner Jugend schon die Alterskrankheiten der anderen gehabt. Aber da er selbst an seiner Säuberung arbeitet, soll man ihm die Konzession machen, an die Reinheit seiner Ideale zu glauben. Erst dann auch kommt er dazu, Idee gegen Idee zu stellen und seine idealen Werte an den idealen Werten zu messen, die er ersetzen möchte.

Der Fascio will das nationale Leben erneuern. Er will ihm neue Impulse geben, die es einer neuen Hochblüte entgegenführen. Dazu ist nötig, daß er alle Energien des nationalen Lebens löst und in stetem Fluß erhält. Aber er wählt dazu die am wenigsten geeigneten Formen. Die Prinzipien der Autorität, der Hierarchie und der Disziplin waren, wenn sie ausschließlich dominierten, in der Geschichte noch immer

die eigentlichen Träger der Beharrung geworden. Sie sind starr. Sie zwingen die natürlichen Antriebe in feste Rüstungen, die ihnen die Beweglichkeit nehmen. Darum sind sie die Werkzeuge der Beherrschung geworden. Sie bilden die Fundamente aller verflossenen politischen Systeme, die die Herrschaft einer Person, einer Gruppe, einer Klasse darstellten. Der Fascio selbst kehrt in seiner kurzen Geschichte schon deren Kennzeichen hervor. Was bedeutet zuletzt die Anwendung des dreifachen Prinzips im Fascismus? Durch die Herrschaft der Partei die Herrschaft eines Einzigen. Und wenn dieser Einzige, sagen wir der edle Tyrann, die Aristokratie der Tüchtigkeit von der Untüchtigkeit säubern will, dann verstrickt er sich schon heute in unlösbare Schlingen. Die Partei packt ihn mit Rücksichten auf Personen, mit Kompromissen, mit Halbheiten. Die herrliche Energie wird infiziert, gelähmt, gebrochen. Der Tüchtige kommt nicht auf den Platz, den er am besten ausfüllte. Es ist wichtiger, daß der Posten mit einem gesinnungstüchtigen Parteimann als mit einem Fachmann von anderer politischer Meinung besetzt werde. Und zum Gouverneur einer Kolonie ernennt man einen Parteigenossen, dessen Ungebärdigkeit im Mutterlande unbequem geworden ist. Die Disziplin ist nicht imstande, die Hierarchie nach der Tüchtigkeit aufzubauen.

Wer ist der Tüchtige? Vielleicht ist es der Fachmann. In der Tat sieht das Staatsideal des Fascismus stark nach dem Beamtenstaat aus. Sachkenntnis soll das Land verwalten und den öffentlichen Geschäften vorstehen. Aber Sachkenntnis ist noch keine Gewähr

für Aufrichtigkeit und Pflichtbewußtsein. Es ist auch unrichtig, daß der Beamtenstaat die Bürgschaft einer unerschöpflichen Berufstüchtigkeit in sich trage. Der Beamtenstaat geht in Bürokratie, in Formalismus über, in denen das Leben erstarrt. Aber er birgt noch ganz andere Gefahren in sich. Er erzieht gute Beamte, aber er erzieht keine Führer der Nation. Der Beamtenstaat findet seine großen Aufgaben in Zeiten unreifer politischer Zustände. Er kann zivilisatorische und kulturelle Arbeit leisten, intensiv und extensiv. Aber seine Leistung wird immer mehr auf der Seite des Fachlichen, Technischen liegen. Er wird am besten funktionieren in normaler, ruhiger Entwicklung, die nur der ordnenden, schützenden, fördernden Hand bedarf.

Für große Katastrophen politischer Natur reicht der Beamtenstaat nicht aus. Es bleibt die sichtbarste Lehre des Weltkrieges, daß die Völker mit dem ausgebildetsten Beamtenstaat unterlegen sind. Sie hatten alles, was das Beamtentum mit seiner Sachkenntnis, mit seiner Integrität leisten konnte. Es fehlte ihnen das, wofür der Berufsbeamte nicht ausgebildet ist und nicht werden kann, das hochstehende Führertum, das über das Ressort hinausblickt. Kein Zweifel, daß auch der Beamtenstaat Staatsmänner hervorbringen kann. Aber das ist dann eine Frage individueller Begabung. In sich, in seiner Organisation birgt er nichts, was notwendig zum Staatsmann erziehen müßte. Sein Wesen ist Sachkenntnis im einzelnen und Pflichttreue. Er erzeugt den hochstehenden Spezialisten und den unbestechlichen Verwalter. Aber er ist der Dekadenz ausgesetzt wie jede Institution.

Der Beamtenstaat ist die folgerichtige Verkörperung des Prinzips der Autorität, Hierarchie und Disziplin. Diese Prinzipien sind nicht schöpferisch, sondern konservierend, mechanistisch und nicht organisch. Sie neigen von Anfang an zur Hemmung der lebendigen politischen Kräfte.

Die europäischen Völker haben sich in langem geistigen Ringen, in großen Revolutionen von den Systemen befreit, die auf bloße Autorität, Hierarchie und Disziplin aufgebaut waren. Sie haben in der Freiheit des Individuums die höhere schöpferische Kraft gefunden. In der Freiheit liegt der Wettbewerb, die natürliche Weckung und Entfaltung der lebendigen Energie. Ueber den manchesterlichen Begriff der Freiheit sind wir längst hinweggeschritten. Freiheit und Organisation sind die schaffenden Prinzipien. Organisation ist aber nicht mehr die Bindung der Kräfte, sondern deren Vereinigung zur höchsten Energieentfaltung. Die Organisation enthält in sich alles Ordnende und Regelnde. Sie gibt der Freiheit das Gesetz, das Maß, die Selbsterziehung. Sie schafft auch Autorität, Hierarchie und Disziplin, aber nicht mehr im Sinne der Hemmung und Stauung, sondern der Uebereinstimmung und Ordnung.

Demokratie ist die Organisation der politischen Freiheit. Sie kann viele Formen haben. Sie kann sich dem Volkscharakter und dem Stande der kulturellen Entwicklung anpassen, der Größe eines Landes und seiner besonderen Struktur im sozialen Aufbau. Demokratie im britischen Weltreich und im kleinsten Schweizer Kanton beruht auf dem gleichen Prinzip. Aber ihre Organisation ist verschieden. Denn sie hat

im Weltreich mächtigere Kräfte zusammenzufassen, größere Interessenkomplexe zu überblicken, weltpolitische Gegensätze auszugleichen. Hier würden Formen versagen, die im kleinen Bezirk die natürlich gegebenen sind. Die Demokratie der großen Völker strebt zur Erzeugung der großen Führerpersönlichkeit. Die Schule für das Führertum sind die parlamentarischen Institutionen. Auch sie tragen keine ewige Garantie in sich, stets die Führer zu produzieren, die einem Volke nötig sind. Aber sie sind ihrer Natur nach Anstalten für politische Erziehung, für die freie Entwicklung der Talente im freien Wettbewerb. Wenn man den Weltkrieg als Probe betrachten will, dann hat sich die Demokratie stärker erwiesen als die Beamtenstaaten. Sie hat die großen Führer gehabt und darum die Elemente des Sieges geschaffen, die großen politischen Koalitionen. Und sie hat auch nicht versagt in der materiellen Kriegführung.

Die große Führerpersönlichkeit, die vom freien Vertrauen des Volkes oder einer Mehrheit getragen wird, ist stärker als jeder Diktator, der auf einem Verfassungsbruch steht. Sie ist nicht sofort „erledigt", wenn ihr etwas mißlingt, denn sie ist immer Beauftragter, der den Auftrag zurückgeben kann. Der Führer der Demokratie tritt nicht aus der Verfassung heraus, sondern gibt ihr durch die Konzentration aller Kräfte in seiner Persönlichkeit den höchsten Ausdruck. Er hat alle Vollmachten und ist davor geschützt, seine Persönlichkeit über den Staat zu stellen. Denn die Rechenschaftslegung gehört zu seiner Mission ebensosehr wie die Führung der Geschäfte und die Leitung

der Politik. Die Last der Verantwortung erdrückt ihn nicht, weil er sie teilt. Im frei gegebenen Vertrauen des Volkes durch seine Mehrheit im Parlament findet er immer wieder die neue Elastizität. Der Usurpator, der über das Gesetz hinwegschritt, sucht sich die moralische Indemnität in der Popularität. Aber die Popularität bleibt immer etwas Unbestimmtes. Sie ist instinkthaft. Sie gibt einer Führerpersönlichkeit für die politische Aktion den Wind in die Segel, aber nicht das sichere Steuer. Sie verleiht niemals ein so fest zu empfindendes Bewußtsein wie das in anerkannten geregelten Formen ausgesprochene Vertrauen eines Parlaments.

Es ist sehr beliebt geworden, vom Niedergang des Parlamentarismus zu reden, von seinem Untergang sogar. In Italien nährte der Fascio seine Agitation damit wie in anderen Ländern die rückschrittlichen und revolutionären Parteien. In bestimmten Funktionen mag er Ermüdungen zeigen. Ein falsches Wahlsystem, ein unglückliches Parteiwesen kann ihn auf weiten Gebieten lahmlegen. Auch er hat zu prüfen, ob seine Konstitution für die Zeiten der Katastrophen die gleiche bleiben kann wie für die friedliche normale Entwicklung. In den Lagen, in denen die höchste Energieentfaltung der Nation notwendig ist, wird er seine Rolle anders auffassen als bei der Beratung eines sozialen Wohlfahrtsgesetzes. Das hat er während des Krieges getan. Das tut er jetzt, wo er in verschiedenen Ländern zum Ermächtigungsgesetz Zuflucht nimmt. Mit diesen Beweisen seiner Anpassungsfähigkeit zeigt er, daß er noch innere Lebenskraft besitzt. Von der Erschöpfung seiner Entwicklungs-

möglichkeiten kann nicht die Rede sein, solange er diese Anpassungsfähigkeit besitzt. Denn damit erfüllt er eine seiner wesentlichen Aufgaben in der Dynamik des politischen Lebens: er ist der Träger der Kontinuität, der bruchlosen Uebergänge, die zerstörende Erschütterungen vermeiden. Das Parlament ist der Transformator der Energie, die in zu starken Spannungen im Volke lebt. Es ist der Regulator für die Kräfte, die von unten kommen, und der Kontrollapparat für die Kräfte, die sich oben auswirken. Dekadenzerscheinungen an einzelnen Organen können ihm diese wesentliche Funktion niemals nehmen.

Das politische Leben wurde hier rein dynamisch betrachtet. Nicht weil ihm die ethische Seite abgesprochen werden soll, sondern nur, weil der Fascismus die Demokratie für unfähig erklärt, noch politische Energie entwickeln zu können. Im gesamten Organismus des politischen Lebens kommt es immer darauf an, welche Organe von den Aufgaben der Zeit am stärksten beansprucht werden. Die Demokratie bietet die größte Elastizität für die Verteilung der inneren Kräfte. Ihre Formen sind die beweglichsten, die mannigfachsten. Ihre tiefsten Wirkungen beruhen nicht auf dem äußeren Staatsapparat. Sie kann nicht darauf verzichten, daß die Staatsmaschine in tadelloser Weise arbeite. Sie verlangt auch, daß sie ihre höchste praktische Nutzleistung ergebe. Die amerikanische Praxis des Beamtenwechsels bei einem politischen Wechsel in der Regierung ist eine amerikanische Eigenheit, kein Bestandteil des demokratischen Systems. Die alten Demokratien vollziehen die Wechsel nur in den Aemtern, in denen der politische

Umschwung den leitenden Beamten in Gewissenskonflikte treiben würde. Und das muß so sein, weil die Demokratie ihrem Wesen nach strebt, das Geistige und Ethische in der Politik zum Ausdruck zu bringen. Wer auf einflußreichem Posten steht, kann nicht seine ganze Kraft entfalten, wenn er sich nicht mit ganzer Persönlichkeit einsetzt. Hier genügt die bloße treue Pflichterfüllung nicht, die sich über seelische Hemmungen hinwegsetzen muß. Stärker als die strenge Disziplin wirkt hier die innere Ueberzeugung, die Hingabe an das, was man für richtig und notwendig hält. Das gilt nicht nur für die Zwecke der großen Politik, das gilt ganz besonders für die mannigfaltigen Aufgaben, die der Alltag der Politik stellt.

Die Demokratie gibt auch der Persönlichkeit den weitesten Raum zur Entfaltung. Der Staatsmann, der sich mit Gewaltmitteln auf seinem Platze hält, liefert damit eigentlich den Beweis für eine Unvollkommenheit. Er gibt zu, daß seine Politik nicht die geistige und moralische Ueberzeugungskraft besitzt, die ihm die Zustimmung der Nation erwerben könnte. Wo aber diese Zustimmung nicht vorhanden ist, da liegen die Keime zu Revolutionen. Und kommt es nicht zur Revolution, dann ergeben sich jene Zustände der Unbefriedigtheit, die langsam zur Katastrophe treiben. Das zweite französische Kaiserreich bleibt das Musterbeispiel für diese Entwicklung. Der organische Wechsel der führenden Persönlichkeit in der Demokratie bedingt auch die Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit des Wechsels. Die Demokratie bietet endlich auch die stärkste Garantie der freien Auslese. Denn sie allein gibt der Persönlichkeit die Möglichkeit, sich vor der

Oeffentlichkeit zu offenbaren, in der Stärke und der Schwäche ihrer Qualitäten, von denen das allgemeine Vertrauen abhängt.

Wie wenig die Demokratie sich überlebt hat, zeigen jetzt die Staaten, die sie am ersten ausgebildet haben. Sie halten stärker daran fest wie je. Sie sehen im demokratisch organisierten Staat den Organismus, der die neuen Ideen, die neuen Bestrebungen am leichtesten in sich aufnimmt und die neu heraufkommenden Schichten des Volkes zur Teilnahme an der Leitung der Politik erziehen kann.

Der Fascismus ist hinter diese Entwicklung der modernen politischen Lebensformen zurückgeschritten. Aber er wagt es nicht, sie zu zerstören. Er fühlt, daß er sie nicht zerstören kann. Er ist ein Fremdkörper in ihrem Regenerationsprozeß, der entweder assimiliert oder ausgestoßen wird. Wie lange der Prozeß dauern wird, hängt von vielen Umständen ab. Die Demokratie hat sich nicht überlebt. Sie hat sich nach dem Kriege neue Gebiete erobert. Der breite mächtige Strom fließt nicht rückwärts, wenn jemand gegen ihn schwimmt.